

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tidebühl

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron G. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Schio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Dr. G. v. Noitbeck, A. Tobien u. A.

Inhalt:

- Zwei Episoden aus der Zeit Kaiser Pauls (Aufzeichnungen M. A. Turgenieffs) 63
- Ein pseudonymer Brief des Staatsraths Chanykow an den Fürsten Suworow vom Jahre 1848 75
- Einiges zur Geschichte der Doblen'schen Kirche (Schluß).
Von Pastor Dr. A. Bielenstein 88
- Politische Korrespondenz 104

Beilage: Gedichte von Sylva Testa, V. von Andrejanoff, A. Baron Mengden u. A.

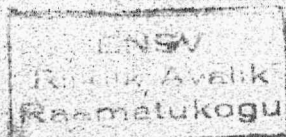
Holde Jugendeseelei. Von M. E. Ssaltykoff.

Kunstbriefe. V. Von J. Norden.

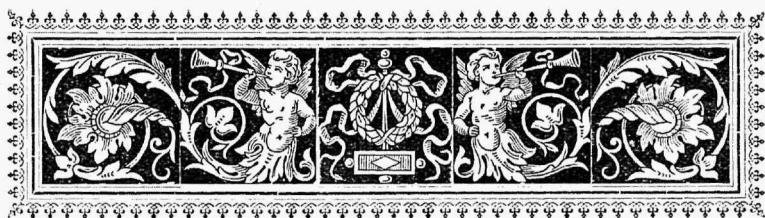
Litterarische Umschau. Von H. D.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Riga, I. Weidendam 5) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Reval.
Franz Kluge.
1896.



Zwei Episoden aus der Zeit Kaiser Paul's.

Aus den Aufzeichnungen A. M. Turgenieffs. *)

I.

Die Fürsten Alexander und Alexei Kurakin lebten während der letzten Zeit der Regierung der Kaiserin Katharina II. in der Verbannung und es war ihnen anbefohlen worden, sich auf ihren Gütern aufzuhalten. Nachdem Kaiser Paul I. den Thron bestiegen hatte, war allein schon der Umstand, daß die Kurakins bis zu seiner Thronbesteigung verbannt gewesen waren, hinreichend, um ihnen Verzeihung zu bringen. Kaiser Paul gesegneten Andenkens hegte gegen seine Mutter Groll und bemühte sich auf jede Weise zu beweisen, daß alle ihre Regierungsmaßnahmen schädlich und fehlerhaft gewesen und den Launen ihrer Günstlinge entsprungen seien, und deshalb verzieh er allen, die zu ihrer Zeit in der Verbannung und unter Gericht gewesen, selbst wenn sie auf gesetzlicher Grundlage verurtheilt und bestraft waren, falls sie nur Jemanden in St. Petersburg hatten, der an sie erinnerte; er rief sie aus der Verbannung zurück, stellte sie an, beschenkte sie mit Würden und Orden.

Der Erste von ihnen war der wegen Ausplünderung des Kasanschen Gouvernements verurtheilte frühere dortige Gouverneur, der wirkl. Staatsrath P. Scheltuchin, er avancirte zum Geheimrath und Senator und erhielt den Annen-Orden I. Klasse.

*) Russkaja Starina 1895 Mai, S. 45—51.

Die Fürstin Kurakin zählten bald nach ihrer Rückkehr von ihren Gütern zu den höchsten Staatsbeamten, Alexander war Vice-Kanzler, Alexei General-Procureur.

Ein oder zwei Jahre vor dem Tode der Kaiserin Katharina hatte der bekannte Millionär Beketow vor seinem Tode ein Testament abgefaßt, in welchem er, den damaligen bezüglichen Gesetzen zuwider, sein Stammgut, mit Ausschluß der directen Geschlechts-Erben, an entfernte Verwandte und fremde Personen vermachte.

Selbstverständlich kam es zum Proceß. Das Gut Beketows war viele Millionen werth, auch hatte er viel Geld hinterlassen, über das bei den Gerichten Proceß geführt wurden; endlich kam die Sache an den Senat, und man muß annehmen, daß man damals im Senat den lieben Gott fürchtete: kurz, die Sache wurde ganz gerecht und auf Grundlage des Wortlauts des Gesetzes entschieden, d. h. das Testament Beketows wurde vernichtet und der Befehl ertheilt, daß das Stammgut nach dem Recht der Erbfolge den nächsten Verwandten und directen Erben Beketows übergeben werde.

Die Senatsentscheidung war, kann man sagen, in den letzten Tagen des Lebens Katharinas erfolgt und noch nicht zur Ausführung gekommen.

Seit dem Jahre 1797 hatte sich Alles verändert und die Schnelligkeit der Erfüllung der besonderen Befehle, die in den Jahren 1797—1800 oft, vielleicht immer in der Eile, nach dem ersten Blick auf die Sache, ohne sie völlig zu erfassen, ohne sie zu beurtheilen und zu erwägen, ohne Erkundigungen einzuziehen, gegeben wurden, bewirkte in Allem eine solche Verwirrung, ein solches Dunkel, wie zu Zeiten des Chaos. Alle beeilten sich, Alle hasteten sich ab, Alle waren, wie es schien, in beständiger Bewegung, Alle bemühten sich, Alle arbeiteten, und nichts ging, Niemand wußte, was er that, wie er es that, weshalb und zu welchem Zweck er so that. Der Trommel-Lärm betäubte das ganze Kaiserreich! Wenn man an die Jahre 1797—1800 denkt, muß man sich entsetzen, es war eine fürchterliche Zeit.

Die Personen, die durch die Senatsentscheidung das ihnen testamentarisch vermachte große Beketowsche Vermögen verloren hatten, benutzten das Chaos, das jetzt herrschte, sie eilten in die

Stadt des hl. Peter und vermochten in kurzer Zeit durch einen straff mit Gold gefüllten Sack oder durch Assignationen sich überall Thür und Thor zu öffnen.

Alexei Kurakin, damals General-Procureur, der Person des Zaren nahe stehend, das volle Vertrauen desselben genießend, mit Gnaden und Würden überhäuft, in Ueppigkeit und Wollust versinkend, gierig, habgierig und unersättlich, zögerte nicht, die Bittsteller gnädig anzuhören und richtete es durch Betrug so ein, daß ein Ukas an den Senat erging, in welchem sehr lakonisch gesagt war: „Das Testament Beketow's ist in seiner vollen Kraft zu bestätigen.“

Der Bevollmächtigte der directen Erben Beketow's, Maikow, ein Leibeigener Beketow's, ein Mann von großem Verstande und ungewöhnlicher Kühnheit, eilte, nachdem er von dem Befehle, seine Vollmachtgeber ihrer Erbschaft zu berauben, erfahren hatte, nach Petersburg, berieth sich mit G. K. Derzhawin und beschloß, beim Zaren eine Klage einzureichen — gegen den Zaren selbst. Nur Wenige wußten von der Absicht Maikow's, wahrscheinlich nur Derzhawin allein.

Lange Zeit ging Maikow auf die Wachtparade: dieser Platz hatte damals große Bedeutung, auf ihm entschied sich das Schicksal vieler Dinge. Dort, beim Trommelschlag, wurde Krieg erklärt und Friede geschlossen, wurden Verträge dictirt, grausame und gnädige Befehle erlassen; haufenweise führte man von der Wacht-Parade die Leute zur Deportation ab, zur Einsperrung auf Lebenszeit in eine Festung, in ein Kloster, oder beschenkte sie mit Würden und Orden, theilte Güter und Bauern aus, wenn man einen glücklichen Augenblick erhaschte, wo Paul Petrowitsch heiter war, zufrieden mit den Uebungen auf der Wacht-Parade, wenn das Bataillon rottenweise in gerader Linie einhermarschirte; laut und gedehnt riefen die Offiziere ihr: Steht, richtet Euch! Paul Petrowitsch verkündete dann: Jedem Manne ein Glas Branntwein, ein Pfund Fleisch, einen Rubel! und begann sein Lieblingsliedchen zu singen:

Tannenwald, mein Tannenwald,
Mein dichtgewachsenen Birkenwald,
Trallali-Tralla.

Dieſen Augenblick mußte man wahrnehmen, dann war Paul Petrowiſch gutherzig und zugänglich, hörte Jedem geduldig an, handelte milde und gerecht. Maikow erhaſchte dieſen Augenblick. Als Paul Petrowiſch ſich gerade bereit machte, ſein Schlachtroß Fripon zu beſteigen, fiel Maikow auf die Kniee, legte die Klageſchrift auf ſeinen Kopf und erwartete zitternd ſein Schickſal.

Der heitergeſtimmte Zar nahm gnädig das Papier von ſeinem Kopf und fragte Maikow: gegen wen?

Gegen Dich, Herr, meine Zuverſicht!

Gut, wir werden ſehen, und ſich aufs Pferd ſetzend rief er Maikow zu: folge mir.

Maikow lief vom Exerzierhauſe bis zur Treppe des Palais und als der Kaiſer vom Pferde ſtieg, erkühnte Maikow ſich, ihn an ſich zu erinnern: ich bin hier, Herr, wohin beſiehlſt Du? Es erfolgte die Antwort: mir nach. Der Kaiſer wollte die Treppe hinaufſteigen, Maikow hielt Paul auf und ſagte:

Herr, meine Zuverſicht! man wird mich fortdrängen, nicht zulaffen.

Wer? fragte der Kaiſer.

Maikow überſchaute die den Kaiſer umgebende Suite und gab ihm ſo zu verſtehen, daß ſich Viele finden dürften, die ihn fortdrängen und ihm nicht geſtatten würden, ihm zu folgen.

Der Kaiſer ſah auf Maikow und auf die ihn Umgebenden und ſprach: Sie werden es nicht wagen; mir nach, bleibe nicht zurück.

Ermuthigt durch den gnädigen Ausſpruch des Zaren, folgte Maikow feſten Schrittes dem unumſchränkten Gebieter über 50 Mill. Menſchen. Maikow blieb beim Zaren im Cabinet ſtehen. Der Zar nahm die Klageſchrift aus ſeiner Taſche, las ſie zweimal durch, dachte nach, ging im Zimmer auf und nieder und fragte, ſich zu Maikow wendend:

Schreibſt Du wahr? Lügſt Du nicht?

Herr, meine Zuverſicht! erwiderte Maikow, Dein iſt das Schwert, mein Kopf fliege von den Schultern. Die lautere Wahrheit!

Wir werden ſehen, ſagte der Kaiſer und ſchellte.

Zu dem auf den Ruf hereintretenden Flügel-Adjutanten:

Den Ober-Procureur der allgemeinen Verſammlung zu mir.

Nach einer viertel Stunde stand schon der Ober-Procureur vor dem Zaren und zitterte wie ein Fabrikarbeiter nach übermäßigem Trinken.

Der Kaiser fragte den Ober-Procureur: Welchen Ukas habe ich in der Beketowschen Testaments-Angelegenheit unterschrieben?

Der Ober-Procureur zitterte noch stärker als früher und mußte eingestehen, daß er sich dieses Ukases nicht erinnere.

Der Kaiser geruhte ihm zornig zu erwidern: Woran denkst Du denn, wenn Du Dich meiner namentlichen Befehle nicht erinnerst? zog an der Klingelschnur und sprach zur hereintretenden Ordonanz:

Den Ober-Secretär der allgemeinen Versammlung zu mir.

Es erschien der Ober-Secretär ebenso bebend, er zitterte ebenso wie der Procureur und mußte ebenso bekennen, daß er sich des Ukases nicht erinnere. Der Kaiser sah den Ober-Secretär an und geruhte zu sagen:

Und Du bist eben solch ein Kindvieh, wie der Ober-Procureur, stelle Dich, Esel, neben ihn. Und abermals zog er an der Schnur; dem hereintretenden Adjutanten geruhte er zu befehlen: den Tischvorsteher aus dem Senat herbeizuführen (den Herrn, bei dem die Acte über das Beketowsche Testament sich befand).

Bald wurde auch der Tischvorsteher vorgeführt, mit Fettflecken besäet, unrasirt, mit einer rothen Perücke, buckelig und mit einer Warze auf der Stirn, aber nüchtern und seine Sache verstehend.

Nun, was wirst Du mir sagen, Du Schurke? fragte ihn der Kaiser.

Worüber ist es Ew. Majestät gefällig, mich zu befragen? wenn ich es weiß, allergnädigster Herr, werde ich Ew. Majestät darüber berichten.

Bernünftig! sagte der Kaiser und fragte den Tischvorsteher:

Welch' einen Ukas, mein Herr, habe ich hinsichtlich des Beketowschen Testaments unterschrieben?

Der Tischvorsteher räusperte sich, machte eine Verbeugung und berichtete:

An dem und dem Monat und Datum haben Sie allerhöchst geruht, allergnädigster Herr, einen Ukas Ew. Kaiserl. Majestät an den Dirigirenden Senat über die Bestätigung des Beketowschen Testaments ergehen zu lassen.

Gut, sagte der Kaiser; aber stand nicht dieser Ufas in Widerspruch mit dem Grundgesetz?

Allergnädigster Herr, erwiderte der Tischvorsteher, sich zuerst räuspemd und verbeugend, die Allerhöchste Willensäußerung Ew. Majestät erfolgte den bestehenden Gesetzen zuwider.

Sprichst Du die Wahrheit? fragte der Zar den Tischvorsteher, lügst Du nicht?

Wie sollte ich es wagen, Ew. Kaiserl. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, einen lügenhaften Bericht abzustatten!

Bei dem letzten Wort zog der Zar wieder an der Glockenschnur und geruhte dem Eintretenden zu befehlen:

Augenblicklich den General-Procureur hierher!

Nicht viel Zeit verfloß vom Befehl bis zu seiner Ausführung. Der Kaiser geruhte allergnädigst sich auf den Empfang seines Würdenträgers, der den Namen „Auge des Zaren“ führt, vorzubereiten. Se. Majestät geruhte auf sein Haupt einen mächtigen gold-galonirten Hut zu setzen, zog Handschuhe mit sehr großen Stulpen an, nahm einen Rohrstock, stützte sich auf einen Schreibtisch oder ein sog. Bureau und erwartete das Erscheinen des Fürsten Kurakin.

Raum zur Hälfte öffnete sich die Thür des Kaiserlichen Gemachs und der wohlbeleibte Fürst, vielleicht eben aus dem Bett gerissen, rasch bekleidet, aber mit allen Attributen seiner Würde, mit gepudertem Toupet und die Haare an den Schläfen zu Locken aufgedreht, trat langsam mit zitternden Füßen ein, da kam Paul Petrowitsch dem Alexei Kurakin mit dem brüskten Vorwurf zuvor:

Kindvieh, was für einen Ufas hast Du mir zur Unterschrift untergeschoben? Schuft, antworte, wie konntest Du mich mit Maikow auf dasselbe Brett bringen, und in Wirklichkeit ist ja Maikow im Recht!

Der Fürst begann: Ew. Majestät, — doch er konnte nicht einmal diese Worte beenden, und Niemand hat je erfahren, wie er sich vor Paul Petrowitsch zu rechtfertigen gedachte, weil er nur hervorbringen konnte „Maje“, doch das „stät“ blieb im fürstlichen Munde stecken, denn Paul Petrowitsch ließ ihm eine Ermahnung zukommen, ähnlich wie es Peter I. mit seinen Günstlingen that, wenn er sie des Betruges überführt hatte.

Danke Ihnen, mein Herr, sagte der Kaiser zum Tischvorsteher, Sie verstehen Ihre Sache, ich bin mit Ihnen zufrieden. (Zu Maikow): Du hast gesehen, gehe nach Hause, ich werde Alles nach dem Befehle thun.

Maikow: Ich werde nicht fortgehen, Herr.

Wie? Du wirst nicht fortgehen? Ich befehle es Dir.

Herr, meine Zuversicht! Ich werde nicht bis zum Hofe kommen.

Ah so! Ich verstehe, sprach der Kaiser, zog an der Schnur und geruhte dem Hereintretenden zu befehlen:

Sage dem auf der Hauptwache wachhabenden Capitän, er solle einen Offizier, einen Unteroffizier und zwei Reihen Grenadiere zu mir abcommandiren.

Der Befehl wurde augenblicklich erfüllt und Paul Petrowitsch befahl dem mit seiner Abtheilung hereintretenden Offizier, Maikow an der Hand nehmend:

Belieben Sie, mein Herr, diesen Mann, wohin es ihm gefällig sein wird, hinzugeleiten, aber sehen Sie zu, daß nicht ein Haar von seinem Haupte verloren geht, Sie selbst werden mir mit Ihrem Kopfe dafür haften. (Zu Maikow): Gehe und fürchte Niemanden, ich werde Alles nach dem Befehle thun.

Mit heiterem Gesicht, mit frohem Herzen entfernte sich Maikow aus den Kaiserlichen Gemächern, doch war er nicht ohne Furcht. Er fürchtete, daß, wenn der Zorn des Zaren nachließ, der durch den Rohrstoß geknickte Große sich wieder aufrichten, von Neuem berichten, vom Gegentheil überzeugen könnte, und dann die unparteiische Knute des Henkers auf seinen, Maikows Rücken niedersausen würde. Er bat den Offizier, ihn zum Hause des Gabriel Romanowitsch Dershawin zu geleiten, der bei Kaiser Paul Vortrag zu halten hatte und den dieser genau kannte. Man führte den blassen, verstörten, zitternden Maikow ins Cabinet Dershawins. Dershawin selbst war erschreckt über den Zustand Maikows, glaubte, daß es ihm bestimmt gewesen, zu leiden, und fragte ihn:

Was ist mit Dir, Maikow, was war da?

Em. Excellenz, antwortete Maikow, geben Sie mir Zeit, mich von meinem Schreck und von meiner Freude zu erholen,

mein Herz schlägt heftig, auch kann ich in meinem Kopf nicht die gehörige Ordnung wiederherstellen, ich sage nur, Excellenz, man wird sie bald zum Kaiser rufen, Sie werden General-Procureur werden.

Dershawin glaubte, Maikow habe vor Schreck den Verstand verloren; solche Fälle waren zu jener Zeit nicht selten, daß man in Folge der damaligen sehr harten Schicksalsschläge wahnsinnig wurde.

Noch sah Dershawin voll Zweifel auf Maikow, noch klapperten Maikows Zähne und er vermochte nicht sie zusammenzubeißen, da öffnete sich die Thüre, ein Feldjäger trat herein und berichtete Dershawin:

Ew. Excellenz, belieben Sie zum Kaiser, Se. Majestät erwartet Sie.

Kuratin reiste auf sein Gut Kurakino ab. Dershawin wurde General-Procureur.

II.

Meledinski war seit Beginn der Regierung Kaiser Paul's dessen Staats-Secretär. Von Natur mit einem scharfen, durchdringenden Verstande begabt, gut gebildet, im Besitze umfassender Kenntnisse, war er in jeder Beziehung würdig, dem Selbstherrscher Rußlands nahe zu stehen. Nicht schwer war es für Meledinski, die Charaktereigenschaften seines Gebieters kennen zu lernen, seine Liebe und sein Vertrauen zu gewinnen. Mit ganz besonderer Kunst verstand er es, dem aufbrausenden, störrischen, schreckhaften und im ersten Ausbruch des Zorns äußerst harten Kaiser Vortrag zu halten.

An einem sehr heißen Julitage in Pawlowsk beliebte es dem Kaiser, den Vortrag auf dem Balkon anzuhören. Rasch wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, d. h. auf dem Balkon wurden ein Tisch und zwei Sessel hingestellt und der Vortrag begann. Die Vorträge geschahen in Sachen von Criminal-Verbrechen, die ihre Bestätigung erhalten mußten.

Schon waren sechs Urtheile im gnädigen Sinne confirmirt und das Schicksal der Verbrecher erleichtert worden. Da erscheint

eine Fliege, — sie summt, sie umkreist den Baren, bald sticht sie ihn in die Nase, bald beißt sie ihn auf der Glage. Wohl wird sie mit der Hand verjagt, doch die verwünschte Fliege läßt sich nicht einschüchtern! Sie fliegt fort, aber gleich ist sie wieder da! Paul Petrowitsch befand sich im Zustande starker Aufregung und als Antwort auf die Vorträge wurden die Urtheile immer härter. Vom Wunsche geleitet, Viele von zu strenger Bestrafung zu retten, beschloß Neledinski den Vortrag abzukürzen, und berichtete dem erzürnten Kaiser:

Erw. Majestät, ich bin zu Ende; weiter habe ich Erw. Majestät nichts vorzutragen.

Paul athmete auf, sagte: „Gut, mein Herr“, stand vom Sessel auf und ging fort.

Es vergingen drei Wochen, vielleicht auch mehr wie ein Monat, da erhaschte Neledinski einen Augenblick, wo Paul Petrowitsch gut aufgelegt war und brachte Sr. Majestät einen ganzen Stoß von Acten zur Bestätigung. Die Arbeit begann. Nachdem Neledinski über zehn oder mehr Urtheile referirt hatte, begann er aufs Neue über diejenigen zu berichten, die schon bestätigt waren, damals als der Kaiser gereizt war.

Paul hörte den Vortrag an und sagte, ohne zu entscheiden, zu Neledinski:

Wollen Sie die Acte bei Seite legen, mein Herr; später werde ich Ihnen meine Entscheidung sagen.

Ohne zu verzagen las Neledinski nochmals eine zweite Acte vor, die schon bestätigt worden war. Der Kaiser sah rasch auf Neledinski und befahl ihm auch diese Acte bei Seite zu legen. Neledinski begann in Verwirrung zu gerathen und war vielleicht bereit, über andere Sachen vorzutragen, aber mehrere von den Acten, die im bösen Augenblick bestätigt waren, befanden sich der Reihe nach auf einander geschichtet. Auszusuchen und unter den Augen Pauls in den Papieren zu wühlen, war unmöglich; nicht ohne Furcht und in Erwartung der Deportation nach Sibirien oder der Einsperrung in eine Festung begann Neledinski über eine Sache vorzutragen, die ebenfalls in dem unglücklichen Augenblicke, als die Fliege stach, bestätigt worden war.

Aufmerksam sah der Zar den Vortragenden an, drehte sich im Sessel hin und her, an ihm war eine große Unruhe bemerkbar, und kaum hatte Neledinski den Vortrag zur Hälfte beendet, da sprang der Zar von seinem Sessel auf, erfaßte Neledinski an beiden Händen und sprach:

Zuri Alexandrowitsch, ich sehe es, Sie verstehen das Herz ihres Kaisers, ich danke Ihnen dafür, mein Herr.

Und alle Urtheile wurden mit ungewöhnlicher Milde bestätigt.





Ein pseudonymer Brief des Staatsraths Chanykow an den Fürsten Suworow vom Jahre 1848.

Neltere Zeitgenossen werden sich der einst viel genannten Chanykow-Stackelberg'schen Commission sehr wohl erinnern, das jüngere Geschlecht dagegen wird höchstens eine dunkle Vorstellung von ihr haben, zumal durch eine Fülle von späteren tief in das baltische Leben eingreifenden Ereignissen die Vorgänge der vierziger Jahre in den Hintergrund gedrängt worden sind. Zum Verständniß des folgenden Briefes, sowie zur Würdigung seines Verfassers ist es erforderlich, sich die Hauptmomente der Thätigkeit und des Zweckes jener Commission zu vergegenwärtigen. Der Minister des Innern, Perowski, hatte 1842 eine Commission zur Revision der livländischen Städte angeordnet, die, aus dem Baron Adolph von Stackelberg und dem Titulär-rath Beklemyschew bestehend, auch bald darauf ihre Thätigkeit begann. Eine erhöhte Bedeutung erhielt die Commission unter dem Generalgouverneur Golowin, als im Juni 1845 der Staatsrath Chanykow als Präsident an ihre Spitze trat und sie durch neue Mitglieder, darunter auch Suri Samarin, erweitert wurde. Die Commission concentrirte jetzt ihre ganze Thätigkeit auf die Revision der Stadtverwaltung von Riga und beschloß zuletzt die Ausarbeitung einer neuen Verfassung für die Metropole der

baltischen Provinzen. Baron Stackelberg, der 1865 als Geheimrath gestorben ist, that sich bei dem Bestreben der Commission, alle nur möglichen Mißbräuche, Ungefehrlichkeiten und Uebergriffe des Rigaschen Rathes aufzudecken und festzustellen, besonders hervor, er ging namentlich darauf aus nachzuweisen, wie wenig die alten Privilegien, auf die sich der Rath und die Gilden beriefen, von den Ständen selbst, von den städtischen Behörden und Corporationen und auch von Privatpersonen eingehalten und geachtet würden. Als Historiker und Statistiker stand ihm Suri Samarin treulich zur Seite, während Staatsrath Chanykow das Ganze dirigierte. Der Rath mußte auf alle Anfragen der Commission schleunigst Antworten und Erklärungen abgeben und war in schwieriger Lage, da an seiner Spitze als wortführender Bürgermeister ein Mann stand, der mit der Commission Hand in Hand ging. So häuften sich in den Jahren 1845 bis 1847 Stöße von Acten bei der Commission auf. Die Commission gewann die Ueberzeugung, daß nur durch eine völlige Beseitigung der alten Ordnungen und eine neue der städtischen Verwaltung im Innern des Reiches angenäherte, dem Eingreifen und der Controle der Regierungsgewalt vollen Spielraum lassende Verfassung der bisherige Zustand von Grund aus geändert werden könne. An die Abfassung einer solchen machte sich nun Staatsrath Chanykow mit großem Eifer. So lagen die Dinge, als ein Wechsel in der Leitung des Generalgouvernements eintrat, indem Fürst Suworow 1848 an die Stelle Golowins trat. Fürst Suworow fand bald nach seiner Ankunft in Riga am 18. März, daß die Commission in sehr einseitiger Weise ihrer Aufgabe nachgekommen war und setzte ihre Abberufung durch. Schon am Anfang Juni sah sich Staatsrath Chanykow veranlaßt, Riga zu verlassen, vielleicht mit in Folge des hier zum Abdruck gelangenden Briefes, dessen Verfasser dem Fürsten Suworow wohl nicht lange unbekannt geblieben ist. In Petersburg arbeitete Chanykow den Entwurf für die neue Verfassung Rigas völlig aus, den der Minister Perowski dann beim Reichsrath einbrachte. Fürst Suworow sah dadurch seine Autorität beeinträchtigt und setzte es durch, daß der Chanykowsche Entwurf zuerst zur Prüfung dem Ostseecomité übergeben wurde. Praktische Bedeutung hat das Chanykowsche Project nicht erhalten, obgleich es noch mehrfach zu Verhandlungen darüber gekommen ist.

Stadelberg hat auch von Petersburg aus seine Angriffe auf die Stadtverwaltung von Riga fortgesetzt, allerdings ohne Erfolg.

Der hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Brief, eigentlich eine umfassende Denkschrift, ist in mehr als einer Beziehung von nicht geringem Interesse.

In wie weit der Fürst Suworow den ihm hier unerbeten ertheilten Rathschlägen Gehör geschenkt hat und nachgekommen ist, lehrt die Geschichte seiner Verwaltung, wie sie Geheimrath Arnold von Tiedeböhl († 1883) in seinem, leider nur als Manuscript gedruckten, Buch über die Verwaltung des Fürsten actenmäßig und sachkundig geschildert hat.

Durchlauchtigster Fürst

Alexander Arkadjewitsch.

Wir kennen uns nicht persönlich. Ich habe Sie zum ersten Male auf Ihrer Sendung nach Kostroma kennen gelernt, und Sie werden mich niemals kennen lernen. Das hindert mich aber nicht, an Sie zu schreiben. Der vortreffliche Name, den Sie tragen, der Name des ebenso sehr durch seine Großthaten als durch seine Volksthümllichkeit berühmten Helden und das Amt, welches Sie gegenwärtig bekleiden, veranlassen mich, meine Ansichten offen gegen Sie auszusprechen.

Das Land, welches durch das Allerhöchste Vertrauen Seiner Kaiserlichen Majestät Ihrer Verwaltung übergeben worden ist, verdient ein genaues Studium. Seit anderthalb Jahrhunderten Rußland angehörend, bleibt es demselben fremd und wenn das Reich nach dem Beispiel seiner gekrönten Herrscher sich daran gewöhnt hat, es zu seinen integrirenden Theilen zu zählen, es nicht nur als einen Blutsverwandten zu betrachten, sondern es auch aufrichtig zu lieben, so erwiedert jenes Land in keiner Weise dies heilige Gefühl des Staates, der es in seinen Verband aufnahm.

Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, wollen wir die Stellung desselben ausführlich betrachten und durch Beispiele zu erläutern suchen. Zwei Gefühle, zwei Ideen, innig mit einander verbunden, bilden die Macht der Staaten und der Völker: das Gefühl der Liebe und die Begriffe von Kaiser und Vaterland. Wir wollen einmal betrachten, wie sich diese Ideen in den Ostseeländern und wie in dem übrigen Theile Rußlands verhalten. Der Begriff Kaiser enthält für den Russen etwas Göttliches, die Idee eines Heiligthums, in welchem Leben, Macht und Selbstständigkeit des Volkes ruhen. Das Sprichwort: der Zar ist der irdische Gott, erklärt besser als alles Uebrige die Idee, welche das russische Volk mit dem Haupte des Reiches verbindet und macht, mächtiger als jede Charte, die Person des Herrschers zu einer geheiligten und unantastbaren. Sollte es nöthig sein, hieraus noch Folgerungen zu ziehen? Die Geschichte des Volkes und die Begebenheiten der Zeiten Alexanders I. stehen noch Jedem vor Augen und müssen beredter als jedes Raisonnement von dieser Wahrheit überzeugen. Hat nun der Kaiser in dem von Ihnen verwalteten Lande etwa

dieselbe Bedeutung? Dort repräsentirt er nur die Idee der Gewalt, der politischen und staatlichen Macht, deren Willen zu gehorchen ohne eigenen Nachtheil nicht nur nothwendig, sondern sogar vortheilhaft ist. Zur Unterstüzung dieser Ansicht dienen dieselben Zeugen, die schon vorher aufgeführt worden, nämlich die Geschichte des Landes und die Epoche des vaterländischen Krieges. Die erstere wird Sie überzeugen, daß die von dieser Idee eines Monarchen durchdrungenen Bewohner der Ostseeländer stets allen Regierungen treu gewesen sind, die bei ihnen geherrscht haben, was sie jedoch nicht behindert, von Hand in Hand zu gehen, und der polnischen, dänischen und russischen Herrschaft anzugehören. Wenn sie aber treu bei dieser letzteren Herrschaft verblieben sind, so läßt sich ohne Vorwurf für sie der Grund hiervon weit eher in der Macht dieses Reiches, das seit der Eroberung dieser Länder bei steter Erwerbung neuer Provinzen noch keine Spanne seines Bodens verloren hat, als in ihrer Anhänglichkeit suchen. Die zweite aber wird Ihnen zeigen, daß während der schweren Prüfung des Vaterlandes im Jahre 1812 Kurland keine Bedenken trug, die französische Herrschaft als eine gesetzmäßige anzuerkennen; daß dagegen aber, um die Worte einer Flugschrift zu gebrauchen, Liv- und Estland, wo nur russische Heere standen, Rußland unerschütterlich treu blieben. Es ist bekannt, wie die Bewohner jener Gegenden als einen Beweis ihrer Treue und ihrer Anhänglichkeit für Kaiser und Vaterland gewöhnlich ihre Dienste im Militair und die Errichtung von Freicorps im Jahre 1812 anzuführen pflegen. Allein wir wollen uns erinnern, daß, beseelt vom allgemeinen Haß gegen die Gewaltherrschaft, auch Hamburg und Lübeck ebensolche Freischaaren bei sich errichteten. Was aber die Militairdienste betrifft, so werden Sie einverstanden sein, daß dieser Beweis der Anhänglichkeit fürs Vaterland vermittelst des Dienstes ein äußerst schwankender ist, weil Sie im entgegengesetzten Falle zugeben würden, daß die Schweizergarden, welche den Bourbons so treu gedient, Frankreich mehr geliebt haben müssen, als ihr helvetisches Vaterland.

Auszeichnungen im Dienste können als persönliche Eigenschaften ganzen Ständen weder Ehre noch Schande bringen und beweisen nichts für die Massen. Gegen einen Barclay stelle ich Ihnen zwei auf: Biron und Pahlen.

Ohne Vaterland giebt es kein Volk, ohne Liebe zu demselben kein dauerndes Band für seine Theile. Das baltische Küstenland, von Gnadenbezeugungen der Herrscher überschüttet, lebte bis jetzt ein isolirtes Dasein und während es alle Vortheile der Verbindung mit einem großen Staate und einem mächtigen und guten Volke genoß, nahm es an keinem seiner Leiden Theil. In diesem Falle wird die Sache besser durch ein Beispiel erläutert als durch Worte. Am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm ganz Rußland den innigsten Antheil an dem Geschehe Revals, das durch eine fürchterliche Feuersbrunst, die ein Blitz verursachte, sehr gelitten hatte. Zur Wiederherstellung der Olai-Kirche flossen Unterstützungen aus den entferntesten Gegenden der inneren Gouvernements des Reiches ein und sollten diese Unterstützungen auch dem Gedächtniß Revals entschwunden sein, so dürften sich wahrscheinlich in den Kanzlei-Archiven der Stadt noch Notizen darüber vorfinden. Würde es nicht Ew. Durchlaucht gefallen, darüber Auskunft einzuziehen zu wollen, ob mit Ausnahme der russischen Einwohnerschaft jener Gegenden dort auch nur ein Kopelen zum Besten eingewandter russischer Städte, wie z. B. Tulas, Kasans oder Archangels, eingeflossen sei? Zugleich werden Sie sich überzeugen können, daß es in dem ganzen Lande kein Städtchen giebt, die winzigsten nicht ausgenommen, welche nicht Einsammlungen zum Besten Hamburgs*) veranstaltet hätte. Wo ist nun das Vaterland?

Weil ich in zwar nur flüchtigen — da ich einen Brief und kein Buch schreibe — aber doch in charakteristischen Zügen ein Bild der freiwilligen Entfremdung der Bewohner der Ostseeländer von Rußland entworfen habe, schreite ich zu der logischen Folgerung: ohne Liebe zum Vaterlande — ich bitte Sie, dies Wort nicht mit Heimath zu verwechseln — giebt es auch keine wahre und unerschütterliche Ergebenheit gegen Thron und Fürsten. Deshalb ist es dem Bewohner der Ostseeküste völlig gleichgültig, wo

*) Als Hamburg durch den furchtbaren Brand im Jahre 1842 größtentheils eingewandert war, wurden Sammlungen zum Besten der unglücklichen Einwohner überall in Europa veranstaltet und reiche Spenden flossen aus den verschiedensten Gegenden ein, nicht nur aus den Ostseeprovinzen, sondern auch aus Petersburg und Moskau und anderen Städten der Reiches.

der Mittelpunkt der Regierung sich befindet, ob in Moskau oder Stockholm, ob in Petersburg oder Warschau, wenn nur seine Privilegien und Handelsrechte unangetastet bleiben. Wiederum rufe ich das Zeugniß der Geschichte für diese Wahrheit auf. Empfinden Sie jetzt den Unterschied zwischen ihm und einem Russen?

Ich habe auf das Verhältniß der Bewohner des Ihnen anvertrauten Gebiets zu Kaiser und Vaterland hingewiesen und muß jetzt, wenn auch nur obenhin, ihre Gefühle für alles Russische überhaupt berühren.

In den Städten und besonders in Riga ist die russische Bevölkerung sehr zahlreich. Diese zur örtlichen Bürgerschaft verzeichnete Bevölkerung entbehrt aller wesentlichen Rechte eines städtischen Standes und muß, wiewohl durch Sprache, Herkunft und Religion dem Vaterlande angehörend, welches diese Provinzen mit seinem Blute erwarb, dennoch die schimpflichste sittliche Erniedrigung erdulden. Des Rechts beraubt an der städtischen Verwaltung theilzunehmen, von den Vorrechten der Zünfte und Innungen dort ausgeschlossen, wo Alles gewissermaßen ein Zunftleben athmet — ist diese Bevölkerung, in gleicher Kategorie mit den Juden, nur auf die Handelsindustrie eingeschränkt und dazu verurtheilt, ihre Kinder in ewiger Unwissenheit zu sehen, weil sie keinen Einfluß auf die Verwaltung, kein Mittel besitzt, die öffentliche Erziehung zu beleben. Es ist bekant, wie man ihre Ausschließung aus der sogenannten Bruderschaft, ohne welche der vollständige Besitz der bürgerlichen Rechte nicht erlangt werden kann, durch zwei Momente rechtfertigt: 1) daß die Ablehnung ihrer Aufnahme nach demselben Princip geschehe, nach welchem die Ritterschaft dem russischen Adel die Aufnahme in ihre Matrikel versagt, und 2) daß die Russen nicht gezwungen wären, sich in diesen Gegenden niederzulassen, wenn die Bedingungen solcher Niederlassung für sie unvortheilhaft seien.

Allein das erste Moment, wiewohl seinem Wesen nach absolut wahr, weil auch der Adel in seinen Beziehungen zu Rußland von denselben feindseligen Gefühlen geleitet wird, ist doch unrichtig in seiner Anwendung. Der in die Matrikel nicht aufgenommene Edelmann bewahrt seine Rechte im Umfange des ganzen Kaiserthums, mit Ausnahme von nur 3 Provinzen, und ist er in die Matrikel eingetragen, so tritt er damit nur in den Genuß aller Rechte der

örtlichen Ritterschaften ein. Das Mitglied der städtischen Gemeinde befindet sich dagegen in einer ganz anderen Stellung. Mit Ausnahme seiner Stadt genießt er nirgend mehr das Bürgerrecht und ist er zu einer städtischen Gemeinde der Ostseeprovinzen angeschrieben, so entbehrt er dieses Rechtes auch noch inmitten seiner Mitbürger. Müssen Sie nicht selbst zugestehen, daß Privilegien einer Stadt und nicht einer Race oder einer Confession oder einer Sprache verliehen worden sind? Man wird Ihnen sagen, wie gegenwärtig die Rigasche Bruderschaft zur Aufnahme von Russen gern bereit sei. Allein wem sollte es entgehn, daß sie dadurch nur ein für alle Mal sich von allem Antheil der Russen befreien will, indem es zu ihrer Kunde gelangt ist, daß die Aufmerksamkeit der Regierung bereits auf sie gerichtet sei. Durch Aufnahme von ein paar russischen Mitgliedern gewinnt sie die fertige Antwort, daß sie auch russische Mitglieder in ihrer Mitte zählt und so gelänge es, denselben für immer den ferneren Eintritt in diesen Verein zu versperren, wie es die Zünfte gethan haben, nachdem sie ein paar russische Handwerker in ihren Kreis aufgenommen hatten.

Das zweite Moment in der angeblich freiwilligen Uebersiedelung der Russen nach Riga ist noch weniger begründet. Mit Ausnahme der unteren Volksschichten, welche dem Rascol angehören, etwa 9000 Seelen betragen und sich daselbst infolge des Schutzes niedergelassen haben, den man dort Ueberläufern gewährt, sind die übrigen und besonderes die Kaufleute, d. h. also alle diejenigen, welche zum vollen Genuß des Bürgerrechts hinzugelassen werden müßten, zum größten Theil aus Pleskau, Smolensk und andern Gouvernements infolge der von der Kaiserin Catharina II. angeordneten Einführung der allgemeinen Städteordnung hier in Riga eingewandert. Von dem Vortheil einer Hafenstadt angezogen, siedelten sie sich dort im festen Vertrauen auf die Gesetzgebung an und lebten dort ruhig und aller städtischen Rechte theilhaftig bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul.

Damals gelana, es der Autriake einzuluer Rurogr., in St. Petersburg den Befehl zur Einführung der frühern Municipal-Verfassung auszuwirken, jedoch nur unter der Bedingung, daß zuvor die Zustimmung der Corporationen eingeholt würde. Bei dem indessen vollzogenen Ballotement entschied sich zwar die Mehrheit

für die Beibehaltung der russischen Verfassung, allein nichtsdestoweniger erfolgte der Befehl ¹⁾, diese Verfassung aufzuheben und zur frühern Ordnung der Dinge zurückzukehren. Seit jener Zeit besteht in Riga jene furchtbare Oligarchie, über welche die Einwohner der untern Classen ohne Unterschied der Race nicht ohne Gefahr zu reden wagen.

Dies ist die geschichtliche Entstehung der russischen Bevölkerung des Ostseegebiets. Es fragt sich nun, wodurch der edle russische Volksstamm die Erniedrigung verschuldet habe, öffentlich und offiziell der vollständigen Theilnahme an allen Rechten derselben Corporationen, die selbst ihn in ihre Mitte aufgenommen, als unwürdig anerkannt zu werden. Etwa dadurch nur, daß er, aus Ueberzeugung der Regierung gehorchend, sich durch unerschütterliche Ergebenheit und Folgsamkeit in einem solchen Grade auszeichnet, daß selbst die große Catharina eingestand: wie unser Nationalcharakter in einem scharfsinnigen und schnellen Begreifen alles Dargebotenen, in einem musterhaften Gehorsam und in der Anlage zu allen vom Schöpfer dem Menschengeschlechte verliehenen Tugenden bestehe. Es wäre wohl nicht möglich, in dieser Angelegenheit Catharina nicht als competente Richterin anerkennen zu wollen.

Erw. Durchlaucht eigener Blick muß entscheiden, ob dies alles in derselben Lage bleiben könne und bleiben müsse.

Nachdem die Beziehungen jenes Gebiets zu dem Staate flüchtig berührt worden, erachte ich es für nothwendig, auch einen Blick auf die eigentliche innere Organisation desselben zu werfen. Seine innere Administration, die Organisation seiner Behörden, seiner Civil- und Criminalrechtspflege, seine Corporationen, seine Handels- und Gewerbeeinrichtungen — alles dies gewährt einen interessanten Anblick unerschütterlicher Aufrechterhaltung mittelalterlicher Institutionen. Dies alles hat, wenn auch nicht in der Gesamtheit und Fülle seines mißgestalteten Complexes, so doch wenigstens theilweise auch in dem übrigen Europa einmal bestanden, ist aber längst gesunken und liegt unter seinen eignen Trümmern begraben. Nur in den Ostseeprovinzen hat es sich erhalten, aber auch nur als Mumie, ohne Leben, ohne Bewegung, wie Herculanium und

1) Kamentlicher Ukas Kaiser Pauls I. vom 28. November 1796.

Pompeji unter der schützenden Lavarinde und wie das Leben unserer Schismatiker im Buchstaben und nicht im Geiste.

Bedarf es dessen noch hier auszusprechen, wie diese ganze Organisation in der Gegenwart nicht befriedigen könne?

Man braucht kein erfahrener Administrator zu sein, um sich davon zu überzeugen, wie Verschiedenheiten und sogar Collisionen der einzelnen Institutionen nicht nur im Umfange des ganzen Ostseegebietes, sondern in einer und derselben Stadt, z. B. in Reval, keine besondere Bequemlichkeit für die Zusammensetzung der Administrationsmaschine darzubieten vermögen. Es bedarf nur eines einfachen, gesunden und von Parteilichkeit und örtlichen Vorurtheilen geläuterten Sinnes, um einzusehn, wie Corporations-Institute, die sich gegenseitig ausschließen, weder zu einer politischen noch auch zu einer moralischen Einheit führen können, die zu einer dauerhaften Organisation einer Verwaltung doch absolut nothwendig ist. Selbst die ersten Elementarbegriffe vom Rechte reichen zu der Ueberzeugung aus, daß eine Vermischung der Criminal- und Civilrechtspflege ebenso entfernt von Vollkommenheit ist, als ihre praktische Anwendung nur noch in der Türkei und in den Ostseeprovinzen anzutreffen sein möchte.

Dem einmal von mir angenommenen Grundsätze treu, gehe ich auch hier von theoretischen Sätzen zu Beispielen über.

Dank der ureigenthümlichen Organisation der örtlichen Rechtspflege schreitet die Verhandlung der Rechtsfachen in den Ihnen anvertrauten Gouvernements mit bewundernswürdiger Langsamkeit fort und die kräftigsten und energischsten Anregungen von Seiten der Centralverwaltung müssen, durch das verwirrte Netz der localen Gesetze, Institutionen und Gewohnheiten sich durcharbeitend, so an Kraft verlieren, daß sie ihr Ziel niemals erreichen. Sollten etwa Beispiele erforderlich sein? Fragen Sie nach der Sache des Postmeisters Nemes wider die livländische Ritterschaft, die nicht weniger als 30 Jahre bei den Behörden Liv- und Estlands in Verhandlung gestanden hat. Oder nach der Verhandlung in Betreff der Aufhebung der hebräischen Kahals-Ämter in Kurland, oder aber z. B. nach den Verhandlungen hinsichtlich der von einem Rathsherrn des Hapsalschen Magistrats verschuldeten Veruntreuung städtischer Gelder. Sie werden sich nun selbst überzeugen,

zu welchen Resultaten die so vielfältig gepriesenen örtlichen Institutionen führen. Ich hätte noch viel schlagendere Beispiele anführen können, allein da ich jene Länder schon seit langer Zeit verlassen habe, mag ich meinem Gedächtniß nicht mehr trauen.

Man wird vielleicht einwenden wollen, die angeführten Beispiele wären nur Ausnahmen von der Regel und mich auf die Moralität und Redlichkeit der Behörden hinweisen. Man wird fragen, warum hier nichts von den Mißbräuchen verlautet, die man im Allgemeinen den Beamten im Innern des Reiches zum Vorwurf macht. Darauf erwidere ich: die öffentliche Moralität im Reiche steht den Ostseeprovinzen gegenüber wahrlich auf keiner niedrigeren Stufe. Die Anhänglichkeit der Russen für den Glauben ihrer Väter, ihre Liebe und musterhafte Ergebenheit für ihren Kaiser, ihre Treue gegen das Vaterland — alle diese Quellen der öffentlichen Moralität zeugen hinlänglich für diese Wahrheit. Folglich muß man, um diesen Vergleich anstellen zu können, nicht die Gesellschaft, nicht das Volk, sondern nur einen kleinen Theil dieser Gesellschaft, die Beamten hervorziehen. Diese Leute stehen dort wie hier ohne Zweifel auf derselben Stufe der Moralität, sofern sie ihrer exclusiven Lage, so zu sagen ihrem Gewerbe angehören, das sie ebenso wie alle übrigen Gewerbetreibenden¹⁾ darauf hinweist, aus ihrer Lage den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Der Unterschied liegt nur in den Mitteln. Bei uns sind die Beamten darauf bedacht, diesen Gewinn von den Privaten zu ziehen, die ihrer bedürfen, und das ist die Quelle der Bestechungen. In den Ostseeprovinzen, wo dergleichen Geschenke den gesetzlichen Namen der Sporteln tragen, begnügen sich die Beamten nicht mit dieser Einnahme, sondern lasten mit ihrer ganzen Masse auf der Krone oder den Corporationen, denen sie dienen. Die Krone zu bestehlen, wird nicht nur für keine Schandthat gehalten, sondern gilt für eine Pflicht (!) jedes Dienenden. Es ist notorisch, daß seit Errichtung der Gouvernements im Umfange des ganzen Reiches nur der einzige Kameralhof in Nishni-Nowgorod bestohlen worden ist, während in den Ostseeprovinzen zwei Kameralhöfe nach einander bestohlen wurden. Ein staunenswerthes Verhältniß! Die

1) Die hier ausgesprochene Ansicht, daß die Beamten eine Klasse von Gewerbetreibenden seien, ist äußerst originell. Der Herausgeber.

Untersuchungssache wider das schwedische Hofgericht wegen Veruntreuung von Geldern, die in den Ostseeprovinzen unter dem Namen der Lenzschen Sache bekannt ist, obgleich an derselben auch einige Landräthe theilgenommen haben, dient zum Beweise, daß nicht die Krone allein, sondern auch Corporationsgelder zum Gegenstand der amtlichen Freibeuterei gemacht werden. In dieser Beziehung gebührt, beiläufig gesagt, dem Odenpähfchen Landgericht eine besondere Aufmerksamkeit. Obzwar bis jetzt einer gerichtlichen Untersuchung nicht unterzogen, verdiente es wohl eine strenge Revision. Endlich hat die Revision des Rigaschen Magistrats und des Collegiums Allgemeiner Fürsorge mehr als alle vereinzeltcn Thatfachen die Unvollkommenheit der localen Institutionen und Genossenschaften dargethan.

Indem ich von der deutschen Moralität spreche, kann ich nicht umhin, mit Kummer auf einen die Menschheit und die Civilisation unserer Zeit gleichermaßen beleidigenden Gebrauch hinzuweisen, der noch in einigen Küstengegenden des Ostseegebiets herrscht. Ich spreche von dem sogenannten Strandrechte. Dieses Recht ist nicht mehr noch minder als Seeräuberei, unter dem Schein der Rettung Gestrandeter ausgeübt. Und der Gewinn, den die von bewaffneten Geschwadern angeführten Ketter empfangen, hat die Sitten der Strandbewohner in einem solchen Grade durchdrungen, daß sie bei anhaltend gutem Wetter mit Seufzen der stürmischen Seefahrten gedenken, wie ein Landmann im Hungerjahr der reichen Ernte gedenkt. In Arensburg aber, auf der Insel Desel, werden in der Stadtkirche öffentliche Gebete für einen gesegneten Strand, d. h. für zahlreiche Strandungen an der Deselschen Küste gethan ¹⁾.

Die ebenso exclusiven als schädlichen Zunfteinrichtungen bestehen in den Städten der Ostseeprovinzen in ihrer höchstmöglichen Entwicklung. Ihren Nachtheil und ihre Beschwerlichkeit für die Einwohner zu beweisen, würde überflüssig sein, weil bei der gegenwärtigen Stufe der Bildung etwa nur diejenigen daran zweifeln

¹⁾ Diese Anekdote ist ebenso begründet und zuverlässig, wie die in den Lehrbüchern der Geographie bis auf die neueste Zeit sich fortschleppende Angabe: in Jacobstadt bestehe eine Tanzbärenakademie oder der im XVII. und sogar noch im XVIII. Jahrhundert allgemein verbreitete Glaube, es wimmelte in Schweden und Curland von Wärmwölfen. Der Herausgeber.

können, die in diesen Einrichtungen ihren persönlichen Vorthail finden. Ich habe ihrer auch nur deshalb erwähnt, um bei der Gelegenheit auszusprechen, wie ich einigen Grund habe, an der Geseßlichkeit ihres Daseins zu zweifeln und wie ihre Privilegien und Schragen wohl einer strengen kritischen Prüfung bedürfen. Zum Mindesten ist es mir gelungen in Erfahrung zu bringen, wie das durch ein päpstliches Privilegium gestiftete Fischeramt eine deutsche Uebersetzung der päpstlichen Bulle, in welcher die Fischereiberechtigung in der Düna den fidelibus civibus Rigensibus zugestanden wird, in seine Schragen aufgenommen, jedoch in der Uebersetzung diesem Satze das Wort „Fischeramt“ substituirt hat.

Die aus der Exklusivität ihrer Institutionen entspringenden Gegensätze der Corporationen zu einander, die in allen gebildeten Staaten längst ihre Zeit überlebt haben, erzeugen einerseits den Haß der Kaufmannschaft und des Mittelstandes gegen den Adel, andererseits aber auch die Unduldsamkeit des Adels den Stadtbewohnern gegenüber. Vereint mit dem Adel lastet die Geistlichkeit auf dem Landmann und der Bauer ist zu jedem Opfer bereit, nur um von all den Bedrückungen befreit zu werden. Und zugleich klammern sich alle diese privaten Corporationen mit aller Gewalt an ihre halbvermoderten Urkunden und Pergamente an und wähnen durch dieselben jene lebendigen Kräfte und jene heilige Liebe zu Kaiser und Vaterland ersehen zu können, die erst das Leben eines Volkes ausmachen. Urtheilen Sie nun selbst — welche Zukunft kann in solchen Elementen liegen! Und so haben Ew. Durchlaucht dreierlei Aufgaben zu lösen:

1) Die Begründung und Consolidirung einer gesetzmäßigen integrirenden Beziehung der Ostseeländer zu dem Staate vermittelst richtiger Begriffe von der Anhänglichkeit gegen Kaiser und Vaterland.

2) Die Vereinbarung der örtlichen Geseßgebung und der localen Institutionen mit der gegenwärtigen Civilisation und mit den wirklichen Bedürfnissen dieser Provinzen.

3) Die Aufrechterhaltung der Unantastbarkeit der Rechte unserer orthodoxen Kirche, welcher nach dem Wortlaut des Bandes XIV des Swod der Geseße allein die Berechtigung zusteht, Andersgläubige zur Annahme ihrer Lehren zu bekehren, und die in der gegenwärtigen Zeit selbst derjenigen Vorrechte beraubt ist, welcher

sich die im Staate bloß geduldeten Confessionen zu erfreuen haben; denn der Uebertritt aus einer dieser Confessionen in die andere ist durch keinerlei Formen gefesselt, während die Aufnahme in den Schooß der herrschenden Kirche auf Anordnung der örtlichen Obrigkeit in Livland einen Gegenstand besondrer polizeilicher Beaufsichtigung ausmacht.

Die Lösung dieser Aufgabe eröffnet Ihrer Thätigkeit eine schöne Arena und bietet dem Enkel das Mittel dar, einen neuen Ehrentitel dem Ruhme hinzuzufügen, den sein Ahnherr sich erwarb.

Ohne auf die Pfade einzugehn, die zu diesem Ziele führen, muß ich doch mit derselben Offenheit, mit der ich diesen ganzen Brief geschrieben habe, hier aussprechen, wie an Ihrer persönlichen Stellung zwei Parteien Antheil nehmen: die örtlichen Bewohner der Provinzen und das übrige Rußland.

Die Ersteren, verblendet durch jahrhundertelange Vorurtheile und durch Anhänglichkeit an ihre exclusiven Rechte, streben darnach um jeden Preis ihre Stellung in statu quo zu erhalten und verschwenden in dieser Absicht vor Ihnen die glänzenden Zeichen der Gastfreundschaft und der öffentlichen Acclamationen. Allein Erw. Durchlaucht eigner gesunder Blick wird Sie überzeugen, wie das wahre Wohl der Ostseeländer eben in einer engen Verbindung mit dem Staate, in der Bedeutung des Vaterlandes, dergestalt ruhe, daß die Bewohner jener Gegend, bei ihrer deutschen Abstammung und Religion belassen, sich dennoch als Russen, als Söhne eines und desselben Vaterlandes und nur deshalb als Unterthanen desselben Fürsten betrachten müssen.

Was den Ihnen bereiteten Empfang und die Ausbrüche der öffentlichen Begeisterung anlangt, so sage ich nur, daß Ihre Vorgänger ebenso empfangen worden sind, daß von Fackelzügen bis zum Werfen mit Straßenkoth nur ein Schritt ist! So viel bleibt aber unbezweifelt, daß dort, wo Manifestationen öffentlicher Billigung zugelassen werden, auch der Ausbruch öffentlicher Mißbilligung ertragen werden muß.

Die letztere, d. h. Rußland, erwartet von Ihnen die Wiederherstellung des russischen Namens in dem von ihr mit Wohlthaten überschütteten und in seinem Undank sie verachtenden Lande; erwartet nur die Gelegenheit, dasselbe in die Zahl seiner aufrichtig treuen Kinder aufzunehmen und mit gleicher Liebe zu empfangen.

Sie kennen besser als ich den Umfang Ihrer Pflichten gegen die erstere und gegen die letztere, deshalb füge ich nur noch hinzu: daß Sie für die Deutschen nichts mehr sind als nur der Fürst Suworow, dessen Berühmtheit, erst auf die dritte Generation vererbt, die aristokratischen Anforderungen der örtlichen Ritterschaften noch bei Weitem nicht befriedigt. Für den Russen aber sind Sie der Enkel des Helden, der nicht nur seinen persönlichen Ruhm niemals von dem Ruhme seines Vaterlandes trennte, sondern auch in den Namen eines Russen seinen höchsten Stolz setzte. Soll ich Sie etwa an jene Worte erinnern: „Du bist kein Russe! behüte Gott, Du bist kein Russe!“ Geheiligt ist für den Russen der Name des Helden, der durch das Wort seines Kaisers berufen war, Könige zu retten, und der Rußland wie eine Mutter in ihrem ganzen Dasein mit allen ihren Sitten liebte; dem Kaiser auf dem Schlachtfelde mit seinem Schwerte diente, aber auch die geheiligten Gebräuche der Vorzeit beobachtete und, auf dem Chor singend, Gott dankend pries! Dafür nennt ihn Rußland mit Stolz seinen Helden und erwartet von dem Enkel, er werde auf derselben Bahn fortschreiten.

Nachdem ich mit Offenherzigkeit und mit vollem Vertrauen zu Ew. Durchlaucht alles dargelegt habe, was mir bekannt geworden, erachte ich es für nothwendig noch hinzuzufügen, daß die Kunde von allen Ihren Handlungen sich schnell durch Rußland verbreitet und unser Moskau bald erreicht. Die hiesigen Deutschen verkünden hier den Triumph ihrer dortigen Mitbrüder; die russische Handelswelt erwartet unterdessen schweigend die ferneren Mittheilungen ihrer Rigaschen Correspondenten und die rechtgläubige Geistlichkeit im ganzen Umfange Rußlands, so innig miteinander verbunden, beobachtet sinnend, welches Verdienst die Kirche in dem Enkel ihres eifrigen Sohnes und Vertheidigers anerkennen werde; noch traut sie deutschen Erzählungen nicht, als verhöhne der Enkel dasjenige, was der Ruhm des Ahnherrn war.

Mit tiefster Hochachtung und unbegrenzter Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Ew. Durchlaucht gehorsamster Diener

Moskwa, 8. Mai 1848.

Jwan Snamensky.





Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche.

Von Dr. M. Bielenstein.

(Schluß).

II. Pastoren, die an der Doblenschen Kirche gewirkt haben.

Von den Pastoren einer Gemeinde wissen wir in der Regel mehr, als von den einzelnen Gliedern der Gemeinde. Die Pastoren sind doch die geistlichen Väter und Führer und durch sie, durch ihre Tüchtigkeit und ihren Charakter, durch das Maß der Treue, womit sie ihres Amtes gewartet, ist zu einem großen Theil das Leben der Gemeinde und das Maß ihres Fortschrittes in religiöser und sittlicher Hinsicht bedingt.

Wenn wir uns jetzt zu der Reihe der Doblenschen Pastoren wenden, so finden wir eine gewisse Schwierigkeit, wie der Stoff zu behandeln, darin, daß wir es mit 2 Gemeinden zu Doblen, einer deutschen und einer lettischen, also mit einer doppelten Reihe von Pastoren zu thun haben. Bleiben wir erst bei der einen, dann bei der andern Gemeinde, so trennen wir die Männer von einander, welche als Zeitgenossen unter denselben geschichtlichen Verhältnissen, meist doch in demselben kirchlichen Geiste, wie er eben in der Zeit herrschte, gewirkt haben. Fassen wir aber die Zeitgenossen zusammen, so ließe sich eher ein Bild der historischen Entwicklung vielleicht geben, aber die Continuität dessen, was zu der einen Gemeinde gehört, wird zerrissen. Werfen wir in die Waagschale, daß von den meisten Pastoren, mögen auch Pastor Kallmeyer und Dr. Otto von Allen eine ziemlich große Menge biographischer Notizen in ihrem trefflichen Werk (die ev. Kirchen und Predd. Kurl.) zusammengebracht haben, doch immer nur sehr Weniges bekannt ist, was und wie sie hier amtlich gewirkt, welche besondern Einflüsse sie geübt haben, so bleibt uns am Ende nichts Anderes übrig, als einiges

Allgemeine über die mit dem Amte betrauten Männer im Großen und Ganzen zu sagen und dann nur einige von ihnen hervorzuheben, deren kirchliche oder litterarische Bedeutung die Andern überragt.

Wir beschränken uns dabei billig auf die evangelische Zeit, denn aus der katholischen ist uns nur der Name eines einzigen Doblenschen Priesters aufbewahrt, Joachim Pinnow. Dieser war 1545 „Kerkherr“ (lett. karkniz' kungs) zu Doblen, als der Ordensmeister Hermann von Brüggeneh ihm am Außischen See ein Gefinde, Stirne Jahn, nebst andern Ländereien (das jetzige Gut Stirnen, dessen Letten bis heute im Volksmunde Pinnauneeki genannt werden) verlehnte (cf. Kallm.=Otto p. 417). Noch vor den Tagen Pinnow's wurde (1516) nach J. H. Woldemar (Ritterschaftsarchiv Mappe 27) in der Kirchspielskirche zu Doblen der heil. Jungfrau Maria eine Vicarie fundiert, welche auf Veranlassung des damaligen Romthurs zu Doblen, Gerth v. Brüggeneh, den Eingefessenen des Doblenschen Gebietes als eine ewige Vicarie verlehnt wurde. Wenn ich diese Notiz recht verstehe, so ist damals nicht etwa bloß ein Priestervicar angestellt (dessen Name ungenannt bleibt), sondern es scheint eine Priesterwidme (Grund und Boden fundus) gestiftet zu sein und es wäre die Frage, ob dieses nicht die Widme des nachmaligen lettischen Pastors gewesen, da gerade sie von den Tagen Kettlers bis heute durch die adligen Eingefessenen bebaut wird und da die deutsche Pastoratswidme von G. Kettler für seinen quasi Schloßpastor gestiftet und von ihm und den folgenden Landesherren immer bebaut, d. h. haulich versorgt worden ist.

Die Zahl der evangelischen Pastoren zu Doblen von Einführung der Reformation an bis heute beträgt mit Einschluß der noch lebenden Pastoren und mit Ausschluß der Adjunkten, welche zeitweilig hier mitgewirkt haben für jede der beiden Gemeinden siebenzehn. Für die seither verfloffenen 330 Jahre würde also die Amtsdauer des Einzelnen 20 Jahre sein. Sehen wir nun von den noch lebenden Pastoren ab, so sind die bei weitem Meisten — Kinder der Baltischen Heimath. Nachweisbar wenigstens ist es nur für fünf (2 deutsche, 3 lett.), daß sie aus Deutschland hierher eingewandert waren. Ferner ist es nicht uninteressant zu bemerken, daß von den 32 Pastoren fast die Hälfte (15, d. h. 9 deutsche und 6 lett.) pastorale Aemter (jogar öfter mehr als eines) an andern Orten

bekleidet hatten, ehe sie nach Doblen berufen wurden. Nach Doblen zu kommen, scheint also gewissermaßen ein Avancement gewesen zu sein und das ist in der Größe der lett. Gemeinde und in den nahen Beziehungen des deutschen Pastors zum Herzog wohl begründet. Allerdings haben 17 Pastoren ihre erste Berufung nach Doblen erhalten, doch hatten sich diese zum Theil im Schulfach als Rectoren von Stadtschulen oder auch als Universitätsdocenten tüchtig erwiesen. Weggegangen aus Doblen sind nur wenige Geistliche und wenn, so sind sie in der Regel nach Mitau als Superintendenten oder seit 1831 als Generalsuperintendenten von Kurland versetzt und befördert worden. Neun Doblensche Pastoren (8 deutsche und 1 lett.) haben Titel und Amt eines Doblenschen Propstes geführt, 2 sind Superintendenten und 3 Generalsuperintendenten (Theodor Lamberg, Joh. Georg Lebrecht v. Richter in Kurland, Jul. v. Richter in Petersburg) gewesen.

Von den 32 Doblenschen Pastoren sind, soviel wir wissen, 23 (11 deutsche und 12 lett.) hier gestorben und begraben, also über $\frac{2}{3}$ der Gesamtzahl. Die sterblichen Hüllen ruhen zum größten Theil unter dem Altar unserer Kirche, wie Pastor Pflugradt in der Kirchenchronik berichtet, nur sehr wenige unter dem Rasen. Kein Erinnerungszeichen, keine Inschrift veranlaßt die lebende Generation jener heimgegangenen Gemeindegeliebten dankbar zu gedenken, wer weiß es, wer ahnt es, wie treulich jene Männer ihres Amtes gewartet? Tausende und Tausende von Seelen sind in den $3\frac{1}{3}$ Jahrhunderten beim Eintritt ins irdische Leben mit dem Segen göttlicher Gnade von ihnen begrüßt worden. Tausende und Tausende von Seelen haben während ihrer irdischen Wallfahrt an dieser Stätte von Kanzel und Altar und in ihren Behausungen ernste Mahnung und freundlichen Trost erfahren. Tausende und Tausende von Seelen sind mit Gotteswort und Fürbitte hier oder am Grabe in den jenseitigen Frieden Gottes hinübergeleitet worden. Und das Alles unter viel Mühsal und Sorge, unter viel Kampf mit widerstrebenden Elementen, unter Dank und Undank, aber immer unter Gottes Segen.

Als einen ganz besondern Segen Gottes muß ich hervorheben, daß seit Menschengedenken und soviel wir aus den Aufzeichnungen der Vergangenheit entnehmen können, die Doblenschen Pastoren mit

einander stets in brüderlichem Einvernehmen und in freundlichem Frieden gelebt und gewirkt haben. Zu einem Theil hat der Grund dazu in der klaren Ordnung der Gemeindeverhältnisse gelegen, so daß amtliche Grenzstreitigkeiten füglich nicht gut möglich waren, aber außerdem muß ein Geist des Friedens die Herzen der Männer beseelet haben. In einem Fall wird berichtet, daß ein Mitauscher Stadtdiakonus (Brunnengräber) von Mitau nach Doblen versetzt worden ist, um kirchlichen Unfrieden in Mitau zu beseitigen. In Doblen fand der Mann Frieden.

Gottes Wort ruft uns hier durch den Apostel zu (Ebr. 13, 7 f.): „Gedenket an Eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach“. Der Mund der Boten Gottes verstummt gar bald und der Eine nach dem Andern sinkt rasch ins Grab; aber der, in dessen Namen sie reden und der sie sendet, bleibt der Lebendige: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“.

Die Reihe ev. sämtlicher Doblenscher Prediger an der deutschen (I) und an der lettischen Gemeinde (II), ist nach Kallmeyer-Otto's Werk nebst ihren Adjunkten folgende:

I.

Hermann Tegetmeyer 1583.	Mag. Daniel Christian Pflugradt
Johann Rivius um 1586.	1766—76.
Gotthard Lemken 1602—20	Christoph David Diston 1777
Nikolaus Francke 1624—57.	bis 1811.
Melchior Bilterling I. 1658—91.	Adjunkt: David Theodor
Mag. Johann Adolphi II.	Diston 1805—11.
1692—96.	David Theodor Diston 1811
Joachim Neresius II. 1696—1705.	bis 49.
Mag. Zul. Friedr. Hartmann	Theodor Emil Lamberg 1850
1705—10.	bis 66.
Christian Dietrich Brieskorn	Adjunkt: Friedrich Christoph
1711—24.	Berndt 1862—63.
Carl Christoph Willemsen 1725	Johann Wilhelm
bis 36.	Safranowicz 1864
David Pflugradt 1737—66.	bis 66.
Adjunkt: Mag. Daniel Christian	Dr. August Johannes Gottfried
Pflugradt 1765—66	Vielenstein seit 1867.

II.

Georg Lange. . . . 1602—19.
 Friedrich Mancelius 1620—21.
 Eberhard Meyer. . . . 1633—50.
 Heinrich Adolphi I. 1650—61.
 Michael Musmann 1661—84.
 Cornelius Heinrich Schumck 1685
 bis 86.
 Martin Hückstein 1687—1718....
 Adjunkt: Mag. Christoph Wilh.
 Steffens 1717—...
 Mag. Christoph Wilh. Steffens
 1723—33.
 Andreas Johann Brunnengräber
 1734—48.
 Mag. Johann Jakob Maczewsky
 1749—75.
 Mag. Daniel Christian Pflugradt
 1776—1801.
 Gotthard Wilh. Wolter 1801—3.
 Dr. Joh. Georg Lebr. v. Richter
 1803—25.
 Adjunkt: Lebr. Friedrich von
 Richter 1824—25.
 Dr. Lebr. Friedr. von Richter
 1825—34.

Sul. Wilh. Theophil v. Richter
 1835—50.
 Adjunkt.: Hermann Samuel
 Kupffer 1846—47.
 Theodor Antonin Reau-
 der 1847—48.
 Hermann Konr. Wilh.
 Rüst 1849—50,
 bis 1851 Vicar.
 Carl Friedrich Wilh. Sylvester
 Bock 1851—82.
 Adjunkt.: Friedr. Chr. Berndt
 1863—64.
 Georg Theodor Seeberg
 1865—66.
 Fedor Johann Ernst
 Schmidt 1866—67.
 Theodor Joh. Raehl-
 brandt 1867—69.
 Friedr. Paul Joachim
 Leß 1869—70.
 Wilh. August Tiling
 März bis Juli 1871.
 Carl Friedr. Herm. Bock
 1872—82.
 Georg Theodor Seeberg seit 1882.

Aus der Gesamtzahl der Doblenschen Pastoren wollen wir nur einige wenige hervorheben und von ihnen kurz berichten, wodurch sie vor den andern sich ausgezeichnet haben. Wir beginnen mit den deutschen Pastoren.

Herm. Tegetmeyer eröffnet die Reihe der deutschen Prediger, wahrscheinlich ein Sohn des Rigaschen Reformators Sylvester Tegetmeyer, muß den Jahren seiner Amtsführung nach in Doblen die Reformation eingeführt haben.

Joh. Rivius, sein Nachfolger hat in sehr kurzen Amtsjahren Großes für Doblen und ganz Kurland geleistet. Er ist der

Schöpfer der lettischen Litteratur, genauer gesagt, der geistlichen, mit welcher bei uns, wie bei allen Völkern die Litteratur überhaupt begonnen hat. Er ist es, der wohl im Auftrag des Herzogs Gotthard die erste und wichtigste Arbeit an Uebersetzung des lutherischen kleinen Katechismus, der Sonntags-Perikopen und der ersten evangelischen Kirchenlieder ins Lettische gemacht und damit den Grund gelegt hat für die ganze spätere lettische evangelische Litteratur, die dem Gottesdienst in der Kirche, dem Unterricht in der Schule und der Erbauung im Hause bis heute dient. Als er vor Vollendung des Werkes gestorben, sehen die 4 Männer, welche seine Arbeit zu Ende geführt und 1586 veröffentlicht haben, die Pastoren Mücke, Lembreck, Reimers und Wegmann in der Widmung der vndeutschen Psalmen an die Söhne des Herzogs Gotthard (cf. Ausgabe der Vndeutschen Psalmen 1886 durch Professor Dr. A. Bezzenberger und Dr. A. Bielenstein Einleitung p. XI und XIX.), ihm ein Denkmal mit folgenden Worten: „Solcher „mühe und arbeit, ob sich wohl vnser in Gott ruhender Mitbruder „am wort Gottes, Herr Johan Rivius seliger, damals Pastor zu „Doblehn, hieueorn vntersangen, vnd an die verdolmetschung des „Catechismi, des hocherleuchten Mannes Gottes D. Martini „Lutheri seliger gedechtnis, so wol der Sontags vnd andern vor- „nemmbsten Feste Epistel und Euangelien, als auch der gewöhnlichen „Christlichen Psalmen vnd Gesenge in den Kirchen nicht wenig oder „geringen fleiß gewandt, So hat doch solch sein trewer Fleiß vnd „arbeit, wegen seines vnuermuthlichen vnd plözlichen abscheides auß „Diesem elenden Jammerthal, nicht können volkömlichen ins Werk „gerichtet, oder in druck verfertiget werden, biß numehr vnserer des „Sacrosancti Ministry etliche einheimische vnd der Sprachen kündig, „auff vorerlangten Fürstlichen befehlich, solche arbeit wider auffß „neue vor die hand genommen vnd verfertigt“.

So hat unser Doblen bedeutsamen Antheil an der kulturgeschichtlichen und kirchlichen Epoche, welche erst 300 Jahr nach der Eroberung Sempallens und 100 Jahr nach der Erfindung der Buchdruckerkunst für die evangelische Kirche beim ganzen lettischen Volk an den Namen Rivius sich knüpft.

Weiläufig wäre zu bemerken, daß unser Rivius 1570 mit dem Gute Pönau belehnt worden ist und daß eine seiner Descen-

dentinnen das Gut durch ihre Verheirathung mit Carl III. von Bühren in den Besitz dieser Familie gebracht hat, aus welcher die beiden letzten Herzöge Kurlands entstammten.

An Rivius können wir zwei Männer anschließen, die sich große Verdienste um die allgemein kulturelle und besonders kirchliche Hebung des lettischen Volkes erworben haben. Der eine ist Heinr. Adolphi, lett. Pastor zu Doblen, in der Blüthezeit kurländischer Geschichte, unter der Regierung Jakobs, des hervorragendsten unsrer Herzöge. H. Adolphi wurde nach 11jähriger Wirkksamkeit in Doblen als Landesuperintendent an die Trinitatiskirche nach Mitau berufen und gab in zwei Auflagen die beste lettische Grammatik heraus, die es bis zu den Tagen Stenders gegeben hat. Dieselbe diente nicht blos der Sprachforschung, sondern gerade auch wesentlich dem kirchlichen Leben, sofern die Landgeistlichen, die eben nicht lettischer Nationalität waren, aus ihr die Sprache des Volkes lernen konnten und lernten. Adolphi benutzte zu seinem Werke die Vorarbeiten eines andern, mit Doblen in Verbindung stehenden Mannes, von dem es nicht nachweisbar ist, daß er je ein geistliches Amt geführt hätte, der aber als Candidat der Theologie genannt wird. Es ist Christoph Fürecker, von dessen Leben man gar nichts weiter weiß, als daß er eine Lettin und zwar, wie die Sage geht, aus Gr. Heyden im Doblenschen Kirchspiel, geheirathet habe, der aber außerordentlich viel auf das geistliche Leben des lett. Volkes Einfluß geübt hat durch die Uebersetzung zahlreicher lutherischer Kernlieder, welche unserm Volk seit 2½ Jahrhunderten lieb geblieben sind, durch die Wärme und Kraft ihrer Worte.

Wir kehren zu dem muthmaßlichen Nachfolger des Joh. Rivius, Gotth. Lemken zurück, dessen Amtsantritt unbekannt ist, welcher aber jedenfalls vor 1602 im Amt zu Doblen gestanden hat. So muß er es gewesen sein, welcher in der noch sichtbaren Burgkirche zu Doblen predigte, als die zu Schloß Doblen, als auf ihrem Witwenstuhle residirende Anna, Tochter des Herzogs Albert von Mecklenburg, weiland Gemahlin Gotthard Kettlers, am Abend ihres Lebens († 2 Juli 1602) nicht mehr im Stande war, aus ihren Gemächern im obern Stock, heraus auf den Altan im Innern der Kirche zum Gottesdienst sich zu begeben, sondern in ihrem, an die Kirche stoßenden Zimmer auf dem Ruhebett liegend, wie berichtet

wird, der Predigt zuhörte. An der innern Südwand der Schloßkirche neben der Altarstelle sind noch heute die deutlichen Spuren jenes Altars und die Thürlucht von diesem in die Gemächer der Herzogin-Wittve wahrzunehmen.

Rehren wir zu der Reihe der deutschen Pastoren zurück, so zeichnet sich N. Francke im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts dadurch aus, daß er in der langen Amtswirksamkeit von 33 Jahren an unserm Ort, erster Doblenscher Propst und auch kurl. Superintendent geworden und gewesen und zwar letzteres, vielleicht wegen vorgerückten Alters, ohne nach Mitau überzusiedeln, was eben gegen den Usus war. Sein Verbleiben in Doblen als Superintendent hatte die Folge, daß er nicht zugleich die Geschäfte des Mitauschen Propstes führen konnte und daß deshalb der Mitausche Frühprediger Joh. Adolphi I. diese Funktionen übernahm. Weder vor diesem, noch nach diesem hat es je einen besondern Mitauschen Propst gegeben. Beide, Francke und Joh. Adolphi führten ihre hohen Aemter nur ein einziges Jahr, da sie 1657 beide von der Pest hingerafft wurden. Von Francke rühren treffliche Vorschläge her (die aber damals nicht zur Ausführung kamen) über Synoden, Candidaten-Prüfungen, Verwaltung der Kirchenangelegenheiten.

Franckes Nachfolger war Melchior Bilterling, eingewandert aus dem Anhaltischen, Stammvater der ganzen Bilterlingschen Familie, die sich seitdem in Kurland ausgebreitet und unserm Lande im ganzen 7 Geistliche guten Namens und unter diesen 5 Präpste gegeben hat (Melchior Bilterling in Doblen ist auch Propst gewesen). Melchior Bilterling, aus der Schule der lutherischen Orthodogie des 17. Jahrhunderts ist einer der wenigen Doblenschen Pastoren gewesen, die neben ihrer Amtsarbeit sich mit theologisch wissenschaftlicher Schriftstellerei haben abgeben können. Er ist der Verfasser einer gedruckten dogmatischen Streitschrift *) gegen den

*) „Rechte Glaubensregel von der wahren Religion, in welcher ein Christ gewiß kann selig werden, aus dem Göttlichen, Heiligen und allein selig machenden Worte kürzlich, deutlich und ordentlich, nach dem Willen Gottes, zum offenbaren Zeugnis meines rechtschaffenen Herzens fürgestellt.“ Die dem Buche vorgefetzte originelle Dedikation lautet folgendermaßen: „Gott dem Vater, der mich erschaffen hat, Gott dem Sohn, der mich erlöst hat, Gott dem heil. Geiste, der mich geheiligt hat, der Hochgelobten, Heiligen Dreieinigkeit, zur

Superintendenten Paul Einhorn. Viele andre Streitschriften, werden erwähnt, deren Titel mir aber nicht zur Hand sind. Sene Zeit war ja die Zeit der dogmatischen, zum Theil scholastischen Kämpfe. In denselben scheint hier P. Einhorn, wie es aus seiner Thätigkeit auf dem Thorner Religionsgespräch (1645) bekannt ist den mehr strengen, M. Bilterling dagegen den minder strengen Standpunkt eingenommen zu haben.

In der bösen Zeit des nordischen Krieges war S. Fr. Hartmann deutscher Pastor und Propst in Doblen. Er wurde im Jahre 1710 ein Opfer der Pest, die Doblen, wie ganz Kurland heimsuchte. Es war dieselbe Pest, in welcher der im Schlosse Doblen residierende Hauptmann Christoph Georg v. Offenberg mit seiner großen Familie durch Gottes Gnade am Leben erhalten blieb und in Folge dessen aus dankbarem Herzen 2000 Fl. Alb. zur Stiftung eines Doblenschen Armenhauses, welches noch jetzt bei uns besteht, schenkte. Herzog Friedrich Wilhelm freute sich dieser Stiftung, „wodurch der grundgütige Gott in seinen Gliedmaßen geehret würde“, nahm die Geldsumme in seine Rentkammer und ersetzte die Zinsen derselben reichlich und zweckmäßig durch jährliche Naturallieferungen aus seinen Domänen bei Doblen, zum Unterhalt für zunächst vier Arme. Er ließ für diese durch den Hauptmann „ein Häuschen in Doblen am gelegenen Orte aufsetzen“ (d. h. bauen), oder eines der bei der Pest „ausgestorbenen“ Häuser „aptieren“ *).

gebührenden Ehre und zur schuldigen Dankbarkeit dediciere und schreibe ich zu dieses recht geistliche Büchlein;“ und am Schluß derselben unterzeichnet sich der Verfasser: „Deiner göttlichen Majestät treuer Diener, so lange ich lebe“.

*) Die interessante Stiftungsurkunde lautet folgendermaßen:

„Wir Friedrich-Wilhelm von Gottes Gnaden, in Kurland zur Churland und Semgallen Herzog

Urkunden und bekennen hiemit von Auf und Unsern Fürstl. Successoren, wasgestalt Auf der Wohlgebohrne Unser Hauptmann auf Doblehn und lieber getreuer Christof Georg von Offenberg nnterthänigst zu vernehmen gegeben, welchergestalt Er entschloßen wäre, auß Herzlicher Dankbarkeit gegen Gott, weil Er ihn auß so vielen Drangfahlen, die ihn gleich andern, die Jahre her häufig betroffen, so wunderbarlich errettet und auch mitten in denen Sterbensläuften, da sonst die Landverderbliche große

Des Namens Pflugradt hat die deutsche Doblensche Gemeinde zwei Pastoren gehabt. Der zweite ist der einzige gewesen, welcher von der deutschen Gemeinde zur lettischen übergeführt ist. Umgekehrt, von der lettischen zur deutschen Gemeinde ist keiner jemals berufen.

Pflugradt, der Vater, ist dadurch bemerkenswerth, daß er vom Sommer 1737 als Erster angefangen hat, ein Doblensches, deutsches Kirchenbuch zu führen; auf dem Titel dieses Buches steht von Pflugradts Hand geschrieben:

„Weil die Doblensche Kirch ein Kirchenbuch nicht hat,
So hab' ich selbige hiedurch damit versehen.

Gott sei derselben Schutz, Hört, Hülf und treuer Rath,
Die in demselben nun und künftig stehen!“

Die ersten Jahrgänge dieses Kirchenbuches weisen im Durchschnitt 11 Getaufte und 4 Paar Proclamiertes auf, Biffern, welche nicht allzusehr von der Gegenwart abweichen, während vor einigen Jahrzehnten die Zahlen höher zu steigen pflegten. Confirmirte hat man erst seit 1795, Verstorbene seit 1799 und Communicanten erst seit 1820 aufzuzeichnen angefangen. Der Sohn dieses Pflugradt, lettischer Pastor zu Doblen, hat das älteste lettische Kirchenbuch erst mit dem Jahre 1799, wie er selbst schreibt, auf Befehl eines „Reichsjustitscollegii der Lief., Esthländischen und Finnländischen Sachen“, de dato St. Petersburg, 23. Dezember 1798, sub № 2112, und des kurländischen Consistorii an sämtliche Prediger Kurlands und des

Pest, andere Menschen bey Tausenden, ihm zur seiten weggerißen, ihn dennoch sampt denen Seinigen, auß Väterlicher Gnade frisch und gesund erhalten hat, daselbst zur stelle ein Armen-Haus zu stiften und ein Capital von Zwey Tausend Floren Albertus, von dessen Interessen und Zuschub andrer Leute, die Armen ihren unterhalt haben möchten, wohlmeinend einzusetzen. Wenn Wir Uns dann eine solche Stiftung, wodurch der Grundgütige Gott, in seinen Gliedmaßen geehret wird, gnädigst gefallen lassen, Er, Hauptman Offenberg auch die besagten Zwey Tausend Floren Alb. an Sechshundert Sechß und Sechzig auch zwey Drittel guten Holländischen und Creuz-thalern in Unsere Rent-Cammer, laut Unserß Cammer- und Renthey Verwalters Christof Rommels Quitance vom 6 Augusti A^o 1710 bereits würckl. abgeliefert hat; So haben Wir nicht allein darin gnädigst condescendiret, sondern beloben und versprechen auch hiemit vor Uns und Unsern Nachkommen, je und allen fest und beständig darüber zu halten: und soll demnach:

Piltenschen Kreises, d. d. Mitau, 3. Januar 1799, besorgen „müssen“ und giebt die Kosten von Papier und Einband genau auf 8 Gulden an. — Eine statistische Bemerkung über die Zahl der Geburten u. s. w. von 1799 und 1894 ist interessant. Vor also ca. einem Jahrhundert waren in der lettischen Gemeinde 451 Täuflinge eines Jahres verzeichnet, jetzt 368, also ein reichliches Fünftel weniger. Das ist auffallend, weil doch die Bevölkerung seitdem gewachsen sein muß und 1799 vom Anfang des Jahres noch nicht verzeichnet sind. Confirmirte gab es 1799 nur 179, 1894 viel mehr, nämlich 235; das deutet auf eine große Sterblichkeit der Kinder in jener früheren Zeit; die Communicantenzahl hat zugenommen, damals 11,637, jetzt 13,177. Die Zahl der Trauungen differirt nicht wesentlich, damals 88, jetzt 102 Paare, dagegen die Zahl der Verstorbenen außerordentlich, damals 425, jetzt 282, was wir wohl nur aus den heutigen besseren Sanitätsverhältnissen erklären können. Die Angaben der lettischen Kirchenbücher für die Jahre nach 1799 variiren natürlich, fehlen auch zuweilen für ein ganzes Jahr, ändern aber die von mir gemachten Bemerkungen im Wesentlichen nicht. In dasselbe Kirchenbuch hat Pflugradt I eine Kirchenchronik zu führen begonnen und mehr dafür gethan, als seine Nachfolger. Er ist ein Freund der Mission gewesen und Arbeiter auf diesem Gebiet, denn er hat 4 Juden, 2 Türken getauft. Ich finde nicht, woher er die Türken bekommen hat. Seine vielseitige Tüchtigkeit machte es, daß er zum Propst erwählt wurde.

-
- 1) Der Hauptmann Offenberg ein Häußchen am gelegnen Orte in Doblehn aufsetzen, oder von denen außgestorbenen Häußern, eines aptiren, daß anfänglich Vier Personen ihre Commoditet darin haben können.
 - 2) Soll derselbe als Fundator solange Er lebet die direction darüber haben und nach seinem Gefallen, zwey teutsche und unteutsche Armen von Unserm Unterthanen auß Doblehnschen Kirchspiel, darin einsehen.
 - 3) Sollen diese Armen von denen Interessen auß Unserm Ampte Doblehn, wie nachfolgendz zu ersehen, dann auch auß wohlthätiger Besteuer andrer Leute, ihr Unterhalt haben. Deswegen dann
 - 4) Auf hohen Fest-Tagen, drey mal im Jahr, nemlich den ersten Feher-Tag auf Ostern, Pfingsten und Weynachten vor den Kirch-Thüren zu Doblehn eine Collecte zur Beyhülfe gehalten werden soll.

Mit Diston, Vater und Sohn, treten wir in das gegenwärtige Jahrhundert und in die Erinnerung der noch Lebenden (der Enkel Diston wirkt noch als Schaulenscher Kreisprediger, nun schon seit über 50 Jahren). Diston I war der erste, welcher deutsche Gottesdienste und zwar jährlich zwei in der jungen Behrshöfchen Kirche zu halten begann.

Diston II war wiederum ein Doblenscher Propst. In meiner Knabenzeit erinnere ich mich, den freundlichen, zahlosen Alten mit der langen Pfeife, in seinem Pastorat besucht zu haben. Das Vorhaus mit seinem Fußboden von gebrannten Fliesen fiel mir damals auf, aber dergleichen kam ja in der Zeit bei der Einfachheit der Bauten öfters vor.

Ein regeres kirchliches Leben ward in Doblen durch Pastor Th. L a m b e r g und seine geistlich tiefen Predigten geweckt. Ihn haben noch viele unter uns gekannt und verehrt. In die letzte Zeit seiner hiesigen Amtswirksamkeit fiel die große Renovation der Kirche (1864). Th. L a m b e r g war noch in Doblen erst Consistorialassessor, dann Generalsuperintendent. Um des letztern Amtes willen siedelte er 1867 nach Mitau über und schied aus diesem Leben endlich als Emeritus zu Anfang dieses Jahres, bei seinem Sohn, dem Pastor zu Linden-Virsgaln.

Von den 16 Pastoren der lettischen Gemeinde ist uns geringere Kunde aufbewahrt, als von deren deutschen Amtsbrüdern. Damit ist nicht gesagt, daß diese Männer von geringerer Bedeu-

-
- 5) Sollten bey bessern Jahren, die Einkünfte höher anwachsen, als zum unterhalt der Vier Armen nöthig, oder auch Christmilde Herzen dieses Armen-Hauß mit Legaten bedenken, so soll sowohl die Wohnung, als auch die Anzahl der Armen vergrößert, nicht aber außwärtige, sondern nur auß dem Doblehnschen Kirchspiel, die Helfste teutsche und die andre Helfste unteutsche darin eingenommen werden.
 - 6) Die Armen, soviel deren sind, sollen täglich drey Beststunden halten und Unser Präpositus zu Doblehn darüber die Inspektion haben.
 - 6) Sollen die Doblehnsche Priester mit denen Kirchenvorstehern Fürstl. und Adel. Seiten conjunctim, wann Hauptmann Offenberg mit Tode abgegangen seyn wird, über dieses Armen-Hauß disponiren und die vakanten Stellen bereytermaßen wieder besetzen.
 - 8) Da nun die Intereßen des von Hauptmann Offenberg eingeschlossenen Capitals jährl. vierzig Rthrl. albertus betragen; So wollen und

tung gewesen wären. Aber es scheint, daß die tägliche Arbeitslast in der großen Gemeinde sie mehr gehindert hat, in die weiteren Kreise des Landes hinaus zu wirken und im öffentlichen kirchlichen oder litterarischen Leben besonders hervorzutreten. In dieser Hinsicht waren die Doblenschen deutschen Pastoren anders gestellt. Nur ein einziger Doblenscher lettischer Pastor ist zum Propst ernannt worden: J. J. Maczewsky (im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts); von den deutschen Doblenschen Pastoren haben acht diese Würde erlangt. Dagegen sind drei lettische Pastoren so hervorragend gewesen, daß sie zum höchsten kirchlichen Amt eines Superintendenten resp. Generalsuperintendenten berufen worden sind (H. Adolphi, J. G. L. v. Richter und Jul. v. Richter).

Als erster lettischer Pastor wird 1602 genannt:

Georg Lange. Wann er ins Amt getreten, ist nicht bekannt und ebenso wenig ist nicht bekannt, ob von Anfang der lutherischen Zeit gleich 2 Pastoren zu Doblen eingesetzt sind. oder ob vielleicht z. B. Tegetmeyer und Rivius beide Gemeinden versorgt haben.

Am Anfang hat die ganze Doblensche lettische Gemeinde sich mit der einen geräumigen Kirchspielskirche begnügen müssen, bis 3 Meilen von hier „die Bersensche“ Kirche auf dem Gute Lieven-Behrsen erbaut wurde; wann diese erbaut, ist unbekannt. Erwähnt wird sie zuerst 1718, doch stammt sie sicher aus dem 17. Jahrhundert; sie hat aber nie besondere lutherische Pastoren gehabt und ein

verordnen Wir hiemit, daß Unsere Beampten, oder wer dieselbe künftig seyn möchten, so die Gefälle Unseres Ampts Doblen einnehmen werden, anstatt dessen, zu ewigen Zeiten jährl. zwanzig Loß Roggen, zwanzig Loß Malz, zwey Loß Grütze, zwei Loß Erbsen, zwo Kühe, zwey Schafe, zwey Halbwechsel, Eine Viertel Tonne Butter, zwanzig *Lth.* Salz und anderthalb *Lth.* Hopfen, ins Armen-Haus daselbst richtig abliefern auch daß nöthige Holz zur Küchen und Wärnde, vor solche Armen, dahin anführen lassen sollen. Hiernach dieselbe, ohnerwartend fernere Befehle, sich zu richten haben. Nrkundl. gegeben Doblen den 2-ten Janurij Anno 1711.

(L. S.) Heinrich Christian

G. v. Sacken, Canzler

von d. Winten, Lantthofmeister.

H. Keyserling, Landtmarschall.

Besitzer, Georg Christoph v. Lieven († 1721), warnt in seinem Testament vor Anstellung eines solchen. Die Kirche muß also von Doblen aus bedient worden sein. Nachdem sie 1729 den Katholiken eingeräumt war*), wurde dem nördlichen Theil des Kirchspiels ein Ersatz nothwendig. So kam es zu dem Bau der Behrshöfischen Kirche im Jahr 1743—1744. Pastor Brunnengräber war der erste, welcher dort Gottesdienste hielt. Hundert Jahre später kamen die beiden Bethäuser im Südwesten und im Südosten des Kirchspiels hinzu.

Da Namen und Jahreszahlen allein hier aufzuführen, nicht am Platz ist, so beschränken wir uns, nachdem oben von Heinrich Adolphi schon die Rede gewesen, auf folgende Mittheilungen aus diesem Jahrhundert.

S. G. L. Richter (später in den russischen Adelsstand erhoben) wurde nach 22 jähriger Wirksamkeit in Doblen an die Trinitatiskirche nach Mitau und zugleich zum kurl. Superintendenten berufen, erhielt als Erster den Titel Generalsuperintendent auf Grund der neuen Kirchenordnung von 1831, an deren Ausarbeitung er 2 Jahre lang in Petersburg theilgenommen. Verfasser dieser Zeilen erinnert sich, als kleiner Knabe im Hause des müden Greises zu Mitau gewesen zu sein und einen freundlichen Segen desselben mit Handauflegung empfangen zu haben. Das Segenswort ist nicht unerfüllt geblieben.

*) Ob schon wir es hier hauptsächlich nur mit der Geschichte der Doblenschen Kirche zu thun haben, so kann ich doch nicht umhin, hier eine im Munde der Lieven-Bersenschen Leute lebende Sage aufzuzeichnen, durch welche die historische Katholisierung jenes Gebietes illustriert wird. Ob schon der lutherische Erbherr von Lieven-Bersen, Georg Christoph, seine Kirche und seine Leute bei der Augsburgischen Religion erhalten wissen wollte, ward sein Sohn durch seine katholische Gemahlin, Gräfin Martha Philippine v. Laszy, zur katholischen Kirche hinübergezogen. Die Unterthanen folgten der Herrschaft und ein katholisches Pastorat ward gegründet. Die Sage nun lautet: Ein gestrenger Herr v. Lieven hatte sich in ein katholisches Fräulein verliebt; dieselbe wollte aber einen Lutheraner nicht heirathen. Da wechselte er seine Confession, aber ohne dadurch sein Ziel zu erreichen. Die Dame erklärte, wer seinem Glauben untreu werde, könne auch sein Weib verlassen und verdiene kein Vertrauen. Der abgewiesene Mann katholisirte darauf sein Gebiet im Unwillen und Zorn und der Dame zum Troß (pa spihiti) und übergab die lutherische Kirche den Katholiken.

Dem Vater folgten in dem Amt zu Doblen zwei seiner Söhne nach einander. Der eine, Lebrecht Fr. v. Richter, lebte nur kurze Jahre. Sein Bruder Julius v. Richter erreichte ein hohes Alter, lebt noch im Andenken der hiesigen Gemeinde durch seine Redegabe und sein eifriges Wirken für das Wohl der ihm anbefohlenen Heerde; hat er ihr doch größtentheils aus eigenen Mitteln in den vierziger Jahren die beiden Bethäuser, zu Neu-Sessau und zu Neu-Friedrichshof (Gluhde) erbaut, letzteres freilich immerhin nützlich als eine Stätte der Gottesverehrung, aber zu sehr an der Grenze des Kirchspiels und die Kraft eines Predigers betreffs der Fahrten dahin und betreffs der dort wünschenswerthen Gottesdienste zu sehr belastend. Julius v. Richters Persönlichkeit und Arbeitskraft suchte größeren Wirkungskreis und ein noch breiteres Feld. So ging er 1850 nach Petersburg an die Jesuskirche und wurde 1861 das geistliche Haupt der ganzen lutherischen Kirche im russischen Reiche, als Generalsuperintendent und Vice-Präsident des General-Consistoriums, seit 1870 noch mit dem seltenen Titel eines Lutherischen Bischofs geschmückt.

Seine Nachfolger in Doblen war Karl Sylvester Bock, mit welchem Verfasser noch fast 15 Jahre in brüderlicher Eintracht und herzlicher Freundschaft hier zusammen gewirkt hat, ein Mann, sehr praktischen Geistes, von populärer echt lettischer Beredsamkeit, großer Arbeitskraft und scharfen Charakters. Er hat in Doblen die große Wandlung unserer Landesverhältnisse erlebt und an ihr mitgearbeitet. Es war der Uebergang der Bauernfrohne zur Gesindespacht und zum Gesindekauf; es war die politische Reformation durch Einführung der neuen Gemeindeordnung, es war die Reformation des gesammten Volksschulwesens. Während der Amtsführung Bocks wurden 11 Schulen im Kirchspiel gegründet, zu denen nachher noch mehrere neue kamen; es war die Zeit des nationalen Aufschwungs bei den Letten, welche auch den Geistlichen manche Schwierigkeit bereitete und neue Aufgaben stellte. Seine Treue und sein Eifer hat sich im Amt auch dadurch bewiesen, daß er, um die wachsende Arbeit zu bewältigen, mehr als je ein anderer Pastor zu Doblen, Adjunktenhilfe und zwar aus eigenen Mitteln sich geschafft hat. Nicht weniger, als 7 Adjunkten haben ihm, bis er als Emeritus das Amt aufgab, 19 Jahre lang helfend zur Seite gestanden, so

daß in dieser Zeit oft an einem Sonntag in 2 Kirchen zugleich Gottesdienst gehalten werden konnte.

Wir schließen hiermit unsere Skizze der Doblenschen Kirchengeschichte, in Hinsicht der Bauten und der Pastoren. Mag in der Zukunft ein Anderer sich finden, der Genaueres über die Geschichte der eingepfarrten Güter und deren Besitzer und über die Kulturgeschichte der Gemeinde, insbesondere der Bauerschaft, hinzufügt.





Politische Korrespondenz.

Das neue Jahr hat für Berlin mit vielbewegten Tagen begonnen. Voran der Erinnerungstag an die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, die Kaiserproklamation von Versailles, in welchem die seit Monaten fortlaufenden Gedenktage von Schlachten und Siegen ihre Kulmination fanden. Eben diese lange Reihe von Feiertagen macht es erklärlich, wenn der 18. Januar nicht mehr die vollfrische Begeisterung vorfand, welche ihm eigentlich gebührte. Verglichen etwa mit dem 80. Geburtstage des alten Bismarck, sah dieser nebelige Januartag denn doch etwas grau-offiziell aus, trotz aller Illuminationen und Festessen, Reden und Festschriften. Man kann eben von einem gewöhnlichen Menschen nicht verlangen, daß er 6 Monate hindurch begeistert sei, weshalb ich nur mit Mitleid an die Vielen denken konnte, die am 17. an einer pflichtmäßigen Festrede arbeiteten, deren Inhalt sie und Andere schon hundertmal vorher genossen hatten. Immerhin aber ist doch in ganz Deutschland das Bewußtsein von dem Segen und der Größe jenes Vorganges in dem Spiegelsaal zu Versailles stark und allgemein genug, um in diesen Feiertagen sowohl heilsam auf die hie und da noch erhaltenen partikularistischen Neigungen einzuwirken, als auch den Mißmuth zu sämstigen, der, aus mancherlei Quellen fließend, sich gerade in diesem Jahre des Jubels mehr denn früher bemerkbar gemacht hat.

Ich werde Ihre Leser natürlich mit einem Festartikel auf die Wiederherstellung des Deutschen Reiches verschonen. Indessen möchte ich gerade heute nicht unterlassen, die Richtung zu betonen, in der sich die gewaltige Entwicklung Deutschlands seit 25 Jahren vorwiegend bewegt hat. Es war die Richtung auf inneren Ausbau, nicht äußere

Unternehmungen. Von Hause aus war äußerer Friede der dringendste aller Wünsche einer deutschen Staatsleitung, und ihm war man große Opfer zu bringen unter Bismarck so gut wie unter Caprivi bereit. Oft genug hat man im Auslande den Unmuth nicht verbergen können, der die allerorten verstreuten Deutschen erfaßte, wenn sie bemerkten, daß man in Berlin durchaus nicht gesonnen sei, ihre oft überspannten Erwartungen zu erfüllen, ihren Ansprüchen an die Bereitchaft zu materieller Hilfe gerecht zu werden. Zehnmal ließ Deutschland sich in Afrika von Engländern und Franzosen auf den Fuß treten ohne Gegenwehr, und hat große Opfer gebracht, um einen ernstern Konflikt zu vermeiden; es hat ungerechte Behandlung seiner Angehörigen ruhig hingenommen, es hat Verletzung völkerrechtlicher Verträge, z. B. am Niger, sich gefallen lassen, es ist selbst vor Spanien zurückgewichen in der Angelegenheit der Karolinen. Es war eben oberstes Prinzip, vor Allem die inneren Dinge zu ordnen und sich hierin nicht durch auswärtigen Kraftverbrauch stören zu lassen. Und wie richtig und segensreich dieses Prinzip war, sehen wir heute nach Ablauf der ersten 25 Jahre. Welch' gewaltige Entwicklung der von den alten Fesseln befreiten inneren Kräfte! Welcher Erfolg in der Arbeit innerer Gesetzgebung und Verwaltung! Das stärkste Landheer der Welt; eine wenn auch noch kleine, so doch kräftige und wachsende Kriegsflotte; eine Verwaltung, die, wenn auch nicht fehlerlos, doch noch die beste ist, deren sich ein Großstaat unserer Zeit rühmen kann; die beste Postverwaltung der Welt; ein vollendetes Schienennetz; gute Finanzen in allen Einzelstaaten und im Reich; eine Handelsflotte, die bald die zweite der Welt sein wird; eine Industrie, die im Sturme sich überall feste Stellungen erworben hat und die Konkurrenz jeder fremden Industrie auszuhalten vermag — das sind die Früchte der 25-jährigen Arbeit. Man hat berechnet, daß das Volksvermögen von Deutschland seit 20 Jahren durchschnittlich um eine Milliarde im Jahr gewachsen ist; und es ist in dieser Periode in steigendem Maße, d. h. mit jedem Jahre schneller gewachsen, von einzelnen Rückschlägen abgesehen; es wird heute auf 200 Milliarden geschätzt. Die nationale Verschmelzung ist trotz aller religiösen und stammlichen Fehden stetig fortgeschritten, und ein äußerer Konflikt würde Deutschland eben so einig finden, wie es 1870 war, nur besser organisiert als damals.

Das schnelle Wachstum der materiellen Kräfte ist freilich von Erscheinungen begleitet, die als krankhaft bezeichnet werden dürfen; Erscheinungen, die sich überall zeigen, wo die moderne industrielle Arbeit sich in dem Volksleben ausbreitet. Das mobile Kapital gewinnt immer größere Bedeutung gegenüber Grundbesitz und Arbeit, es ballt sich in den Banken, im Börsenverkehr zusammen und reißt den kleinen Besitz gewaltiam an sich. Es ist die Zeit, wo Millionäre reifen und

und mittlere Vermögen leicht dahinwelken, besonders wenn diese Früchte an dem Giftbaum wachsen, an welchen man soeben im Reichstage mit scharfem Gartenmesser die Hand anlegte. Andererseits der kolossal vermehrte Frachtenverkehr, der Europa mit dem Korn und Rohprodukten der ganzen Welt überfluthet und dadurch den Landbau in eine hart bedrängte Lage gebracht hat, aus der er sich auf dem Wege gesetzlichen Schutzes zu retten bisher vergeblich versucht hat. Endlich die Sozialdemokratie mit ihrer wachsenden Wählerzahl und rücksichtslosen Agitation. Das sind drei Wunden am Volkskörper, die ihm viel Kraft entziehen und an denen von hundert berufenen und weit mehr unberufenen Ärzten herumgepflestert wird, bisher leider zum großen Theil vergeblich, aber doch auch nicht ganz aussichtslos. Diese kranken Stellen hindern indessen bisher das Wachsthum und die Arbeit nur wenig, und so mag man in Deutschland trotzdem mit Befriedigung auf das erste Viertelhundert Jahre des Reiches zurückblicken, in so weit die inneren Zustände in Frage kommen.

Minder befriedigend hatte sich die äußere Stellung des Reiches besonders seit dem Sturze Bismarcks gestaltet. Es war, als wäre nicht ein Mann, sondern eine Armee in den Ruhestand getreten. Die äußere Politik verlor von Jahr zu Jahr an Einfluß, wenigstens verlor sie die Leitung in Europa, welche sie vorher besessen hatte. Es schien, als sollten sich wichtige Dinge in Europa, in Asien fast ohne die Mitwirkung Deutschlands abspielen, als wären wir hier so satt geworden, daß wir uns ein wenig zur Ruhe legen wollten. Das wurde im Lande selbst, mehr aber gerade im Auslande peinlich empfunden, bis mit dem Abgang Caprivi's im Reichskanzlerpalast wieder — oder vielleicht zum ersten Mal — der Wille einzog, eine aktivere Rolle in der kolonialen Interessentwelt als bisher zu spielen. Fürst Hohenlohe versprach sofort, für die Kolonien mehr zu thun, und sorgte für die Beschaffung größerer Staatsmittel. Aber trotzdem war man unbefriedigt von der Haltung des Reiches auch gerade in den jüngsten Wirren im Osten. Da wurde man von einem plötzlichen Eingriff des Kaisers überrascht.

Am 2. Januar, einem Donnerstage, war eine Versammlung der deutschen Kolonialgesellschaft angefangen worden, auf welcher Dr. Peters über allgemeine deutsche koloniale Interessen einen Vortrag halten sollte. Am Morgen dieses Tages brachten die Zeitungen die Meldung, ein Dr. Jameson von der britisch-südafrikanischen Gesellschaft sei in Transvaal eingebrochen. Als Abends Herr Peters in der Versammlung das Wort erhielt, erklärte er, er werde von Transvaal und dem Einbruch der Engländer reden. Nach kurzer Einleitung forderte er die Versammlung auf, erstens in einer Depesche an Präsident Krüger auszudrücken, daß das deutsche Volk zu ihm stehe (was sofort geschah); dann eine große Versammlung zu ver-

anstalten und zur Sammlung von Geld, Waffen, Mannschaft aufzurufen: eine Gegen-Expedition müsse sofort ausgerüstet werden und Transvaal zu Hilfe eilen. 300,000 Mk. seien ihm schon zugesichert, das Uebrige werde sich leicht beschaffen lassen. Der Vorschlag wurde gern angenommen. Noch während Peters sprach, kamen neue Meldungen: Die Bauern seien ausgerückt, ein Treffen finde wohl jetzt schon statt, es handele sich um einen vorbereiteten Streich gegen Transvaal. Am Freitag wußte man, daß Jameson geschlagen und gefangen sei, und man las die beglückwünschende Depesche des Kaisers an ihn — in 24 Stunden war die Komödie abgespielt, die solche Aufregung auch in Berlin hervorgerufen hatte. Man erfuhr, daß der Bevollmächtigte von Transvaal im Haag Beelaerts von Bloekland sofort, am 1. Januar, nach Berlin gereist sei. Die Depesche des Kaisers war also wohl nach Verständigung mit diesem Herrn und dem hier weilenden Transvaaler Minister Leyds abgefaßt, und sie enthielt im Wesentlichen die Erklärung, daß Deutschland das Transvaal für unabhängig halte und nöthigenfalls diese Unabhängigkeit vertheidigen werde. Das fiel herab wie ein erquickender Regen im Juni. Alles athmete auf, und als nun die immer frecher werdenden englischen Blätter „hands off“ wieder ertönen ließen, wurde hier die Stimmung fast kriegerisch. Dann kam das Säbelkrasseln in England, die Ausrüstung eines fliegenden Geschwaders, Meldung von Rüstungen aller Art. Es bedurfte wenig Besinnens, um sich zu sagen, daß von einem Kriege mit England nicht die Rede sein könne, aber bald flüsterte man, der Kaiser habe in einem Briefe an die Königin von England demüthig Abbitte gethan. Nun ist das thatsächlich nicht geschehen, wenn auch Briefe zwischen Großmutter und Enkel mögen gewechselt worden sein. Vielmehr hat der Kaiser in der Tischrede am 18. Januar den Sinn seiner Depesche an Präsident Krüger vom 2. Januar deutlicher kundgethan. „Deutschland“, jagte er, „ist ein Weltreich geworden. Ueberall in fernen Theilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werthe, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die erste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern.“ Der Kaiser sprach weiter von seiner Pflicht den Landsleuten im Auslande gegenüber, sie zu schützen, zu deren Erfüllung er die Hilfe der Anwesenden forderte. Nun, diese Worte zeigen, daß der Kaiser die Zeit für gekommen hält, wo sich Deutschland nicht mehr wie seither von England braucht alles gefallen zu lassen, und daß er den Hr. Jameson mit schnellem Entschluß benützt hat, diese Meinung den Engländern kund zu thun. Die nächste praktische Folge wird freilich wohl nur die sein, daß

einige neue Millionen werden gefordert werden, um Schiffe zu bauen. Und in der That ist die elende kleine deutsche Kreuzerflotte längst nicht ausreichend für den gewaltigen deutschen Handelsverkehr und die überall wachsenden deutschen Niederlassungen. Aber weiter thut sich denn doch eine bedeutendere Perspektive für Denjenigen auf, der dem englischen Uebermuth, wie er in Transvaal und Venezuela, dem rücksichtslosen englischen Eigennutz, wie er in den ganzen letzten Orientwirren sich gezeigt hat, festere Schranken gezogen sieht. Die Achillesferse Englands ist heute Aegypten und von dort sucht es Alles fernzuhalten, was zu einer Aufwerfung der Occupationsfrage führen könnte. Eine Annäherung Deutschlands an Frankreich und Rußland bedeutet auch eine Annäherung an die ägyptische Frage, und daher die Nervosität, mit der England überall in der Welt Fragen aufwirft, aber tobt, sobald auf eine derselben von deutscher Seite eine unfreundliche Antwort ertheilt wird. Unlängst wollte Lord Roseberry sich Rußland in die Arme stürzen, heute wäre Lord Salisbury bereit, diese Scene mit Frankreich aufzuführen; und das immer in der Angst, diese beiden Mächte könnten eines Tages auf den Gedanken kommen, sich mit Deutschland zu einigen und gemeinsam England aus der Stellung am Suezkanal zu vertreiben. Dieser Gedanke fände in Deutschland gegenwärtig ein offenes Ohr. Frankreich, Rußland, selbst Italien haben ein starkes Interesse daran, England aus der Sphäre der kontinentalen Politik hinauszudrängen, die England ausschließlich dazu zu benutzen pflegt, seine außereuropäischen Interessen zu fördern. England und Europa sind verschiedene Welttheile an politischem Interesse. Wie groß der Gegensatz ist, das haben die von England angezettelten armenisch-türkischen Wirren noch eben gezeigt, die von Lord Salisbury und der englischen Flotte sofort verlassen wurden, sobald sich zeigte, daß die Einigkeit der europäischen Mächte es zu keiner Explosion kommen ließ, die dauernd Europa von außereuropäischen Aktionen hätte ablenken müssen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß all die neuen englischen Rüstungen kein anderes Ziel haben, als den Staaten des Mittelmeeres und des Pontus den Zugang zum Nillande zu verlegen. Es fällt England nicht ein, mit irgend einer europäischen Macht einen Krieg zu wollen, und ebensowenig wird es mit der Union anbinden; aber am Nil wird es kämpfen, wenn es sein muß, d. h. wenn es des Kanales nicht anders sicher bleiben kann. Und es scheint, daß man in Frankreich beginnt, mit solchen Möglichkeiten zu rechnen, und daß diese Erwägungen zurückwirken auf die kontinentale französische Politik und auch auf das Verhältniß zu Deutschland. Kleine, aber bedeutsame Hinweise darauf kann man nicht bloß in der französischen Presse, der französischen Regierung, sondern auch in diesen und jenen Erscheinungen am hiesigen Hofe bemerken. Unwill-

kürlich fällt in dieser Beleuchtung z. B. auf, daß gestern zum üblichen Botschastermahl im königlichen Schlosse die englische Botschaft — wegen der Trauer um den Prinzen von Battenberg — nicht vertreten war, die französische aber recht deutlich vom Kaiser ausgezeichnet wurde. Es sind Kleinigkeiten, aber wer die gegenwärtige deutsche politische Leitung verstehen will, wird gut thun, nicht große Bismarcksche Aktionen zu erwarten, sondern auf die kleinen, leisen Schritte zu achten, — die ja zuletzt auch zu großen Zielen zu führen vermögen.

Berlin, 24. Januar. 1896.



Abonnements-Einladung.

Um Störungen in der regelmäßigen Zustellung der einzelnen Hefte zu vermeiden, bitten wir um

baldige Erneuerung des Abonnements.

Das Programm der „Baltischen Monatschrift“ bleibt nach wie vor daselbe. Die neubegründete litterarisch-belletristische „Beilage zur Baltischen Monatschrift“ wird auch in diesem Jahrgang regelmäßig erscheinen und Beiträge unserer baltischen Dichter und Schriftsteller, sowie gute Uebersetzungen bringen. Trotz des fast verdoppelten Umfanges der einzelnen Hefte bleibt der Abonnementspreis derselbe wie früher:

8 Rbl. jährlich, über die Post 9 Rbl.

Abonnements nehmen alle deutschen Buchhandlungen entgegen

Franz Kluge in Reval.

Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

Februar 1896.

Inhalt: Gedichte.

Holde Jugendeserei. Skizze von Schtschedrin.

Kunstbriefe. V. Von J. Norden.

Litterarische Umschau.

Nachdruck verboten.





Gedichte.

Neujahr!

Das neue Jahr tritt leise ein
Verhüllten Angesichts —
Mag schreckensvoll dies Antlitz sein?
Gleich's einem Bild des Lichts?

Sei uns willkommen neues Jahr,
Was du auch immer bringst —
Ob weiße Flocken in das Haar,
Ob Lust, ob Leid bezwingst.

Ob du uns fñhrest rauhe Bahn
Ob sanften Blumenweg —
Nur vortwärts fñhre, nur hinan,
Dann gilt uns gleich der Steg!

Und ruffst du uns zu Kampf und Streit,
So gieb uns freud'ge Kraft,
Die unverzagt zu jeder Zeit
Am Wert des Friedens schafft.

Die Treue sei unser Panier,
Die Liebe unser Schwert,
Der Schild des Glaubens un're Zier,
So find wir wohl bewehrt.

Und ist uns dieses neue Jahr
 Das letzte auf der Erd' —
 Willkommen sei es immerdar,
 Wenn's sel'gen Tod bescheert.

Nicht fremd ist uns das neue Jahr,
 Es ist ein Jahr des Herrn —
 Hoch über ihm strahlt ewig klar
 Der Gnade Himmelstern.

Sylva Festa.

Glück.

Du fragst mich, Kind, „was ist denn Glück?“ Ja, Glück?
 Was sag' ich dir, wie mal' ich es in Worten?
 Nun denke Dir: die herrlichste Musik
 Erklänge Dir in seligen Akkorden;
 Ein tiefer Strom unendlich klar und groß
 Trüg' sie Dir zu; Du brauchtest nur zu lauschen,
 Und hingestreckt auf üppig-weichem Moos
 Umgäbe Lenzhauch Dich, und Waldesrauschen.
 Denk' Dir dazu der Jugend vollste Kraft,
 Das heil'ge Recht, ein Vaterland zu schützen,
 Den frommen Glauben, der da Wunder schafft,
 Den reinen Stolz, das Schönste zu besitzen;
 Vereine das zu einer Harmonie
 Und — kannst Du deine Seele drein versenken,
 So ahnst Du's wohl; Doch ganz begreiffst Du's nie —
 Das Glück läßt sich nur fühlen, niemals denken.

M.

Bergsee.

Der See liegt tief im Dunklen,
 Der Bergwald schließt ihn ein;
 Ein Sonnenlächeln streift
 Die Wasser und den Stein,
 Wie Liebesglutherinnern,
 Das leuchtend trosterhellst
 Tief in die düstre Seele
 Des Weltverlassnen fällt.

Alexander Frhr. von Mengden.

Stimmungsbild.

Hoch ragt im See das Marmorhaus
 Unter wehenden Wipfeln;
 Da fliegen die Vögel ein und aus
 Von den wehenden Wipfeln;
 Der See schmiegt kosend sich an den Stein,
 D'rin spiegelt sich goldner Sonnenschein,
 Ich seh's allein

Die Wolken droben ziehen schnell
 In gelbem Glanze;
 Bald dunkel der Wald, bald wieder hell
 In gelbem Glanze;
 Ein Kahn schwimmt in der Fern' vorbei,
 Geschmückt wie der Nachen einer Fei,
 O wär' ich mit dabei!

Die Erd' bedecken Schatten grau
 Und grau den See;
 Kalt weht's und traurig vom Marmorbau
 Und von dem See.
 So über mein sonnenfroh Gemüth
 Unpflöglich der alte Nebel zieht —
 Und die Hoffnung flieht

Victor von Andrejanoff. †

Psalm 118

Vers 14: Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil.

Der Herr ist meine Macht, mein Heil,
 Mein Lobgesang, mein Segen,
 Mein Psalm, mein Preis, mein köstlich Theil
 Auf allen meinen Wegen;
 Der Herr ist meine Zuversicht,
 Mein Trost, mein Glück, mein helles Licht,
 Ich will dem Herrn lobsingen.

Des Herren Rechte muß ja doch
Den Sieg zulezt behalten,
Er waltet als ein Herrscher noch
Und wird auch ewig walten;
Des Herren Rechte ist erhöht,
Und wer zu ihm um Glauben fleht,
Den wird er nicht verlassen.

In der Gerechten Hütten klingt
Des Herren Lob mit Schalle.
Des Herren Sieg mit Freuden singt,
Die ihr ihm dienen, alle!
Den Tod zerbricht sein heilig Wort,
Ich werde leben, fort und fort
Des Herren Ruhm zu künden.

Walter Kempe.





(Nachdruck verboten.)

Goldde Jugendejelei.

Aus dem Russischen des M. G. Sjaltykoff (Schtjchedrin).

Es ist Abend. Der junge Dichter Kobyljnikow (gleichzeitig Tischvorsteher der Gouvernements-Verwaltung) sitzt brütend vor einem sauber beschriebenen Bogen Papier in seinem bescheidenen Stübchen und kaut mit unsäglichem Ingrimme bald an der Feder, bald an seinen Nägeln. Es geht schon auf sieben; noch eine Stunde, und die Wohnung des Rathes Lopatnikow erstrahlt im heiteren Glanze der Weihnachtskerzen; noch eine Stunde — und sie tritt in den Saal, in einem kurzen weißen Kleidchen (denn leider zählt sie erst fünfzehn Sommer) frisch und fröhlich und umwittert von dem Duft lieblichster Unschuld.

„Nun Herr Kobyljnikow, haben Sie Ihr Wort gehalten?“ fragt sie ihn.

Bei diesem Gedanken springt Kobyljnikow wie von der Tarantel gestochen in die Höhe und greift mit beiden Händen nach seinem Kopf. Er beginnt einzusehen, daß er seinem Gedicht ein gar zu breites Fundament gegeben hat. Schon zwei Strophen, jede von acht Versen, sind fertig und sauber abgeschrieben, doch nach der Entwicklung, die der Grundgedanke dabei erfahren hat, läßt sich auch nicht annähernd absehen, worauf das Gedicht hinauslaufen werde. Er hat der erblühenden Schönheit des jungen Mädchens schon einen reichen Tribut der Begeisterung gezollt; er hat bereits

des Kleidchens gedacht, des Lilienhalses, der „Wänglein gleich
flaumigen Pfirschen“ und endlich auch

„Etwas, was ich gern besänge,“

Aber gar nicht nennen darf!

Jetzt legt er sich die Frage vor, wer alle diese Schätze
besitzen soll: der schlotternde Greis im Silberhaar, oder der Dichter,
der schwarzgluckte?

Sag' mir, wessen Heldenantlitz

Dieses Herz dereinst entflammt?

Wer den Pfirsich. . . .

Aber da versagt ihm die Phantasie endgiltig den Dienst. Ein
Reim auf Antlitz will sich nicht finden lassen; er geht das ganze
Alphabet durch und findet nichts als „Bandlitz“, „Cantlitz“,
„Dantlitz“, „Fantlitz“ . . . der Teufel hole diese Ungereimtheiten!

„Nein — aber was nun? was nun?“ stöhnt er in heller
Verzweiflung. „Soll ich denn gleich das erste Mal zum wort=
brüchigen Schurken werden?“

Aber die Zeit fließt unterdessen, taub gegen seine Verzweiflung,
unaufhaltbar dahin und rückt den Zeiger der Uhr erbarmungslos
vornwärts — Kobylnikow blickt schmerzvoll auf: nur noch 5 Minuten
bis sieben.

„Nein! um nichts in der Welt gehe ich hin!“ ruft er aus
und sinkt in tiefster Erschöpfung auf den Stuhl zurück. „Lieber
bleibe ich hier ganz allein sitzen, lieber gehe ich ohne Abendessen
schlafen, als daß ich zum Schurken werde!“

„Bandlitz!“ höhnt unterdessen eine unbarmherzige innere
Stimme.

„Pfui über diese Niedertracht! Wie nur diese Dummheiten
in's Gehirn kommen! Da ist weder Sinn noch Verstand!“

Kobylnikow speit aus vor Aerger.

„Um nichts in der Welt gehe ich hin!“ wiederholt er, ver=
sinkt aber doch wieder in tiefes Sinnen.

Die Jugend beginnt ihm mit schmeichelnden Stimmen zuzu=
reden. Vor seinen Augen erscheint der kerzendurchstrahlte Saal;
in der Mitte steht der Weihnachtsbaum mit Bändern und glitzerndem
Flitterwerk geschmückt, die Zweige gebogen von der Last der

lockenden Näschereien. Und dort ist auch das weiße Kleidchen und das liebliche Gesichtchen, umrahmt von dunklen Locken. Himmel! welche Anmuth in den Linien dieses Antlitzes! welche Frische, welcher Zauber in dieser eben emporkeuspendenden Mädchenbrust! Und wie so hell und fröhlich klingt ihr glockenreines Lachen durch den Saal! Just so, wie wenn die liebe Sonne aus trüben Regenwolken hervorklugt und Alles ringsum zu freudigem Lächeln erweckt: es lächelt der Bach, der kurz zuvor noch seine schlammigen Fluthen träge dahinwälzte; es lächelt die nahe Wiese, welche eben noch ihren Blüthenteppich vor den Regen- und Kälteschauern des finstern Unwetters verbergen mußte; es lächelt selbst der Staatsrath Poplawkow, der zwanzig Mal nach der Reihe am Kartentische ein mürrisches „Passe“ hatte vernehmen lassen. Ach! und nun beginnt sie gar zu tanzen! — und wie so ganz anders steht ihr das, als den Uebrigen. Man sehe, oder besser gesagt, man höre nur, wie z. B. Nastja Poplawkow oder Njuta Smuschtschinskij tanzen! „Die Kofse stampfen, die Erde dröhnt!“ Sie dagegen! Unhörbar, fast unsichtbar schwebt sie über den Fußboden dahin, mit ihren schlanken Füßchen die Erde kaum berührend, gleichsam als schwänge sie sich höher und immer höher hinauf, um schließlich ganz gen Himmel zu fahren.

Aber außerdem ist auch das Abendessen nicht ohne Reiz. Schon wird der lange Tisch im hintern Zimmer gedeckt, und obgleich die Hände Andrei's, des Hausknechts, nicht ganz sauber sind, so läßt sich doch bei der guten Küche des Hauses keinen Augenblick daran zweifeln, daß sowohl frischer Stör, wie fetter gebratener Brachs und Alles, was dem Vorabende eines so hohen Festes wie Weihnachten gebührt, auf die Tafel kommen werde.

„Und nun muß ich dieses Pech haben,“ denkt Kobyljnikow, aber sein Entschluß ist schon matter, ohne die frühere Energie der Entsagung. Ueberhaupt] erweist sich, daß die Bilder seiner Phantasie eine merkliche Erschlaffung in seinem ganzen Organismus hervorgerufen haben.

Jetzt schlägt es sieben und Kobyljnikow erhebt sich mechanisch vom Stuhl und begiebt sich zum Kleiderschrank.

„Bandsitz“, „Dantsitz!“ flüstert plötzlich eine feindliche Stimme und bringt ihn auf halbem Wege zum Stehen.

Eine Minute dauert noch der innere Kampf, endlich siegt die Jugend. Kobylnikow wirft sich eilig in den Frack, blickt noch einmal auf die zwei zierlich in's Reine geschriebenen Strophen in der schwachen Hoffnung, daß sie auch in dieser unfertigen Gestalt ihren Dienst leisten könnten, aber bei sorgfältiger Prüfung wollen ihm die Verse noch weniger gefallen als zuvor. Voll Aerger wirft er sie bei Seite und läuft auf die Straße.

Draußen ist es dunkle Nacht, eine jener finsternen schauerlichen Nächte, wie sie nur in abgelegenen Provinzialstädten vorkommen, wo der Branntweinspächter noch nicht durch sanfte obrigkeitliche Maßregeln zu der Ueberzeugung geführt worden ist, daß es seine Pflicht sei, den Spiritus für die Straßenbeleuchtung zu spenden. Ein heftiger, schneidender Wind bläst durch die Straßen, den feinen Schneestaub zu förmlichen Säulen emporwirbelnd und bricht sich heulend und winselnd an den Ecken und Dächern der Häuser. Ein wahres Glück, daß Kobylnikow nicht weiter als dreißig Schritte zu gehen hat, sonst könnte der Ärmste nur gleich wieder umkehren und sich einsam in seinem Poetenstübchen an die Vollendung der verwünschten Verse machen.

„Bundlich!“ heult der Sturm ihm plötzlich mit voller Gewalt in die Ohren.

„Pfui zum Teufel!“ brummt Kobylnikow und wädet, sich fester in seinen Mantel hüllend, mit Anstrengung durch die tiefen Schneemassen, welche der Wind auf dem Trottoir zusammengeweht hat.

Aber da glitzert bereits Licht durch den wirbelnden Schnee, zuerst schwach wie ein kleiner dunstiger Kreis, aber nach und nach wird es größer und bestimmter und die hell erleuchteten Fenster der staatsrätlichen Wohnung bieten sich dem Kluge in ihrer ganzen verführerischen Pracht dar.

Halb erstarrt und vor Kälte schauernd betritt Kobylnikow den Flur des ersehnten Hauses und es dauert längere Zeit bis es ihm gelingt, seine vom Schnee derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen.

„Ach, junger Mann, bitte treten Sie näher!“ begrüßt ihn der Hausherr Ivan Dementjitsch Lopatnikow. „Nun wie stehts?“ Haben Sie die Kapustnikowsche Sache erledigt?“

„Sie ist fertig!“ antwortet Kobyljnikow und denkt dabei: „wenn Du wüßtest, daß ich, statt an der Kapuſtnikowſchen Acte zu arbeiten, drei volle Stunden mit Verſemachen zugebracht habe.“

„Das iſt recht, ſonſt hätte der neue Chef uns Beide mit Haut und Haaren aufgefreſſen.“

Aber während er mit dem Hausherrn ſpricht, weiß Kobyljnikow doch einen forſchenden Blick zur Seite zu werfen und da bemerkt er zu ſeinem unſäglichen Entzücken, daß genau ein ebenſo forſchender Blick hinter dem Weihnachtsbaum hervor auf ihn gerichtet iſt. Er beeilt ſich das Geſpräch mit dem liebenswürdigen Hausherrn abzubrechen und eilt auf Flügeln der Sehnuſucht dorthin, wo ihm ein Paar warmblickende Augen in kindlicher Anhänglichkeit ein aufrichtiges Willkommen entgegenſtrahlen.

Lieber Leſer! Ich weiß nicht, ob Du jemals in der Provinz gelebt haſt, aber ich, der es ſich wohl ſein ließ zu Wjätka, der da florirte zu Perm, der ſein Leben genoß zu Njaſan, ſich des tieſten Seelenfriedens erfreute zu Twer, ich kann verſichern, daß die Erinnerungen an den Weihnachtsbaum zu den lieblichſten und unauslöſchlichſten meiner Vergangenheit gehören. Erſtens weht ein ſo eigener friedenbringender, feiertäglicher Hauch durch die Luſt und lichte freudige Gedanken werden wach bei dem Anblick der brennenden Weihnachtskerzen und dieſer vollen rothwangigen Geſichter, die in munterem Geplauder und fröhlichem Gelächter ihrer Feſtfreude Ausdruck geben. Zweitens aber, was ſind das doch für herrliche Geſchöpfe, dieſe Kinder! Wie aufmerkſam und geſpannt bliken ihre klugen Neuglein drein! und wie ſo gar nicht gleichen ſie ihren Vätern, welche gleichfalls hier umherſtehen und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo man ſich an den grünen Tiſch ſetzen kann, oder das Signal zum Angriff auf den Ambißtiſch und die Flaſchenbatterie gegeben wird. Der eine Vater hat ſich mächtig in die Breite gelegt; ſein rundes Geſicht ſchaut drein wie ein Schweizer Radkäſe, ſogar die Naſe iſt verſchwunden, aber ſieh mal an, ſein Söhnchen iſt ſchlank und bräunlich, die Neuglein bliken nur ſo, das römische Näſchen iſt fein wie gemeißelt. Ein anderer Vater ſieht wie ein Künſtler aus: er iſt ſchwarzäugig, ſchlank, bleich — kurz, wie man zu ſagen pflegt, ein intereſſanter jeune homme, aber ſein Söhnchen hat Aehnlichkeit vom Gouverneur und dieſer von einem

Heuschober. Und nun stehst Du da und blickst auf diese lockigen lächelnden Kinder und denkst wohl: Ist es möglich, wird Wanja wirklich dereinst Rath der Getränkeverwaltung? Wird jene flinke blitzäugige Själjä wirklich einstmal's Frau Vice-Gouverneur? Und bei diesem Gedanken erfaßt Dich ein leichtes Grauen.

Kolla, mein Freund! laß Dein fröhliches Tanzen sein, denn Du wirst niemals Rath der Getränkeverwaltung! der Popanz kommt und treibt alle Rätthe fort.

Själjä, mein liebes Kind! drehe Deine runden Armchen nicht so und lege Dein Köpfschen nicht so coquett auf die rechte Seite, nicke dem Mitja Prorechin nicht so freundlich zu, denn Mitja wird niemals Vice-Gouverneur! der Popanz kommt und setzt alle Vice-Gouverneure außer Stat — wegen Entbehrlichkeit.

„Nun, haben Sie's gebracht?“ fragt unterdessen Nadjenka unseren Kobyljnifow.

„Ich... Nadeschda Swanowna, ich... ich habe es begonnen, aber noch nicht beendet“ — stammelt Kobyljnifow.

„Ich aber glaube, daß Sie nur geprahlt haben und gar nicht dichten können.“

Und Nadjenka schwirrt davon wie ein Vögelchen.

„Bitte, Nadeschda Swanowna, ich habe wirklich schon recht viel fertig geschrieben“ ruft Kobyljnifow ihr mit flehender Stimme nach. Aber Nadjenka ist schon längst fort und zwitschert bereits unter ihren Freundinnen.

„Gieb schnell her!“ bittet Nutja Smuschtschinsky.

„Mes dames! wir wollen es im Schlafzimmer lesen“, sagt Nostja Poplawkow.

„Es giebt nichts zu lesen! es war eine leere Prahlerei! er kann gar nicht Verse machen!“ antwortet Nadjenka mit einer Stimme, der sie mit Anstrengung einen gleichgiltigen Ton zu geben sucht, die aber dennoch vor innerer Betrübniß bebt. „Mes dames, wir wollen ihn heute nicht in unserer Gesellschaft dulden.“

Unterdessen ist Kobyljnifow herangekommen.

„Nadjenka!“ ruft er mit flehender Stimme.

Nadjenka wirft das Köpfschen zurück und sieht ihn so stolz an, daß der arme Poet sich selbst ganz dumm vorkommt.

„Was sind das für Vertraulichkeiten?“ ruft sie und dazu noch so laut, daß Kobyljnikow sich scheu nach allen Seiten umblickt, denn ihm wird ernstlich bange, Papa Lopatnikow könne diesen ent-rüsteten Ausruf gehört haben.

Darauf stürmt die ganze junge Gesellschaft in's Nebenzimmer, den nun ganz vernichteten Kobyljnikow allein lassend.

„Ach, der Arme, wie leid er mir thut“, bemerkt Njuta Smuschtschinsky.

„Ach was, ein Prahlhans, weiter nichts!“ erwidert kaltblütig die grausame Madjenka.

Kobyljnikow steht da, als hätte er unvermuthet ein Sturzbad erhalten. In seiner Seele ist es finster und leer und wie zum Hohn gehen ihm unterdessen zwei schlechte dumme Verse durch den Kopf:

Gar nichts, gar nichts will mich trösten,
Gar nichts, gar nichts mich erfreu'n.

Und diese dummen Verse summen ihm wie eine zudringliche Mücke unaufhörlich in den Ohren.

„Was für ein verwünschter Abend! Zuerst jene dummen sinnlosen Reime und nun auch noch diese Albernheit!“ denkt Kobyljnikow und wird roth vor Scham.

Der Gesellschaftsabend aber nimmt unterdessen seinen Verlauf.

Papa Lopatnikow hat in einem hohen Preferencespiel dem Staatsrath Poplawkow drei Unterstiche beigebracht und das Unglück des letzteren ist thatsächlich so beispieellos groß, daß alle Anwesenden, sogar die Mitspielenden, ganz gedrückt und sprachlos dastehen, gleichsam als wollten sie durch dieses trübe Schweigen dem schwerbetroffenen, ohnehin schon unter der Bürde einer zahlreichen Familie seufzenden Unglücksmanne ihr Beileid bezeugen. Poplawkow selbst sitzt da, roth wie ein Krebs, und scheint noch nicht recht fassen zu können, was ihn betroffen hat. Er vergißt sogar sich den Verlust anzuschreiben und malt mit dem Finger irgend eine unerhörte Zahl auf's Tuch. Seine Gattin, die gerade in's Spielzimmer hineinzieht, macht sofort linksrum kehrt und ruft so laut, daß es die ganze Gesellschaft hören kann: „Mein alter Narr verliert natürlich wieder!“

Die Kinder lärmen und freuen sich. Mitja Borubin sucht Wassjja Satipkin klar zu machen, daß er ihm seine Portion Nüsse

abzutreten habe und begründet seine Forderung damit, daß, wer viel Näscherien ißt, mit der Zeit ganz dünne krumme Strohbeinchen bekomme. Manja Kulagin fordert ihren Bruder Sascha auf, vorzumachen, wie die Truthühner auf ihrem Hofe „Sdravje shelajem wasche Blagorodje“ rufen. Senja Porubin, ein buckliger boshafter Knabe, läuft, als ob er ahnte, was in Kobylnikow's Seele vorgeht, auf diesen zu und zieht ihn wegen seines Verhältnisses zu Madjenka auf, wobei er sich sogar dunkle Anspielungen auf gewisse Intimitäten erlaubt, die zwischen Madjenka und dem Primaner Prochorow bestanden haben sollen. Der letztere hat sich in eine Ecke zurückgezogen, bohrt sich die Nase und amüsiert sich augenscheinlich vorzüglich dabei. Kobylnikow, der den boshaften Porubin gern in's Ohr gekniffen hätte, kann seiner leider nicht habhaft werden, denn der kleine Satan windet sich ihm, nachdem er sein Gift von sich gespritzt hat, wie eine Schlange aus den Händen. —

Madjenka flattert inzwischen im Zimmer hin und her und lacht und schwagt absichtlich besonders laut und fröhlich, wenn sie an dem erbitterten Poeten vorüberkommt. Diesem hat Senja Porubin einen bösen Gedanken eingegeben.

„Wie soll man auch nicht fröhlich sein, wenn der heißgeliebte Prochorow zugegen ist!“ zischt er durch die Zähne als Madjenka wieder an ihm vorüberkommt.

Madjenka wird blutroth und macht Miene umzusinken.

„Was sagen Sie da!“ fragt sie, vor ihm stehen bleibend.

„Nichts! ich sage blos, daß es kein Wunder ist, wenn gewisse Leute vor Freude außer sich sind. Der liebe Prochorow ist hier!“ wiederholt Kobylnikow, mit seinem Uhrschlüssel spielend.

„Ich hoffe, daß von diesem Augenblick Alles zwischen uns aus ist“, pläzt Madjenka heraus und entfernt sich augenblicklich.

„Ganz wie Sie befehlen!“ ruft ihr Kobylnikow nach: „was will es denn auch sagen, mich zu verabschieden, wenn man den lieben Prochorow in Reserve hat!“

Die Beleidigung erbittert das arme kleine Herzchen Madjenka's auf's tiefste, und zwar um so tiefer, als in dem Vorwurf Kobylnikow's allerdings ein Körnchen Wahrheit steckt. In der That hat es eine kurze, aber wirklich nur ganz kurze Zeit gegeben, wo Madjenka sich für Prochorow interessirte. Als frühreifes Kind hat sie sich schon

zeitig ihre eigenen Gedanken gemacht. Ihre kindische Phantasie hatte Prochorow mit allerlei Tugenden und Geistesgaben ausgeschmückt, die dieser gar nicht besaß. Damals hatte sie es geliebt, ihn allein bei Seite zu nehmen und ihm mit einer gewissen Wichtigkeit gesagt: „Jetzt, Prochorow, wollen wir von Ihrer Zukunft sprechen!“

Aber Prochorow hatte nur eine Passion: das Nasenbohren, und pflegte mit wirklichem Interesse nur von Näsereien zu sprechen, denn er war ein unersättlicher Vielfraß und ein leidenschaftliches Beckermaul. Die Passion Nadjenka's war bald geschwunden; sie war sogar überzeugt, daß Niemand etwas bemerkt hätte. und nun plötzlich! Nadjenka läuft zum Weihnachtsbaum, macht sich allerlei zu schaffen und schwagt ohne Aufhören, aber das kleine Herzchen arbeitet heftig und schwer. Mitten in einem Satze fühlt sie plötzlich, daß etwas ihre Brust beklemmt, daß etwas ihr heiß in die Augen tritt. Sie reißt sich von ihren Freundinnen los und läuft fort in die inneren Gemächer.

Kobyljnikow sieht Alles mit an, begreift aber nichts. Er sieht Nadjenka fröhlich und vergnügt und denkt nur: Es wird ihr wohl das Band von einem Schuh aufgegangen sein, da sie so schnell davonläuft. —

Aber Nadjenka hat unterdessen ihr Gesichtchen in's Kissen gedrückt und benetzt es mit heißen Thränen. Und je reichlicher die Thränen fließen um so leichter und milder erscheint die Kränkung, welche dieselben verursacht hat, um so mehr drängt sich ihr ein anderes Gefühl auf, ein Gefühl, das ihr armes Herzchen gleichzeitig mit geheimem Bangen und ganzen Strömen von Freude und Glück erfüllt.

„O Du garstiger Kobyljnikow!“ ruft sie zum letzten Mal ausschluhzend. „Armer Mitinka!“ wiederholte sie gleich darauf, in süßes Sinnen versinkend.

Die Lichter des Weihnachtsbaumes sind inzwischen niedergebrannt; auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich die Kinder in wüstem Durcheinander auf ihn und werfen ihn zu Boden. Es entsteht ein allgemeiner Wirrwarr; man hört Schreien, Winseln und triumphirende Ausrufe. Senja Prorubin entwickelt, trotz seiner Verkrüppelung und Schwächlichkeit, eine erstaunliche Gewandtheit;

es gelingt ihm, fast die Hälfte aller Kostbarkeiten des Baumes in seine Tasche zu practiciren. Der Primaner Brochorow macht auch Miene, mit den Uebrigen zusammen auf's Fouragiren auszugehen, aber es gelingt ihm auch nicht ein einziges Confectchen zu erhaschen, denn die Kinder wälzen sich um seine Beine und lassen ihn garnicht herankommen. Schließlich ergreift ihn noch die Wärterin der kleinen Poplawkow ganz ungenirt an der Hand und führt ihn aus der Kinderschaar fort, indem sie ihm die harten Worte zuruft: „Schämen solltest Du Dich, Herr! Solch ein großer, erwachsener Mensch, und will sich mit den Kindern herumbalgen! Fast hättest Du Maschenka mit Deinen Stiefeln das Händchen zerquetscht.“

Wie hätte sich Madjenka geschämt, wenn sie Zeugin dieses Auftritts gewesen wäre.

Aber ihre Abwesenheit wird erst bemerkt, nachdem der Baum bereits geplündert ist. Papa Lopatnikow beunruhigt sich ernstlich und schickt sich schon an, sein Töchterchen aufzusuchen, als diese im Saal erscheint.

Madjenka ist etwas blaß, aber auf die Frage des Vaters: „Hast du Kopfweh?“ antwortet sie: „Nein Papa!“ und als er weiter fragt, ob ihr Magen etwa nicht in Ordnung sei, flüstert sie, ihr erröthendes Gesichtchen an der Brust des Vaters bergend: „Aber was fällt dir ein, Papa?“

„Was fehlt dir denn, mein Herzchen?“ fragt er weiter.

„Ach, Papa, was du auch Alles fragst!“ spricht sie und läuft davon.

Während dieses Verhörs schlägt das Herz Kobyljnikows immer unruhiger und unruhiger und plötzlich wird es ihm klar, welch einen schlechten Streich er gespielt, als er Madjenka eine solche Niederträchtigkeit in's Gesicht schleuderte. Mit Born, ja mit Haß blickt er auf Senja Prorubin und sucht ihn mit einer vergoldeten Wallnuß heranzulocken; aber Senja scheint abermals zu ahnen, was in der Seele Kobyljnikows vorgeht: er rührt sich nicht von der Stelle und zeigt seinerseits auf einen großen Haufen vergoldeter Nüsse, die vor ihm liegen.

„Nun, warte nur! Wir werden schon später abrechnen“, denkt Kobyljnikow und schaut im selben Augenblick instinktiv zu Madjenka hinüber.

Von dort blicken ihn zwei graue Augen mit derselben kindlichen Anhänglichkeit und Bärtlichkeit an, mit der sie ihn bei seiner Ankunft hinter dem Weihnachtsbaum hervor begrüßten. Wie angewurzelt ruhen diese tiefen, großen Augen auf ihm, als ob sie gar nicht fähig wären, anderswo hinzublicken. Kobylnikow überkommt es ahnungsvoll; es ist ihm, als ob das Blut aus seinem Herzen ströme und sich Tropfen für Tropfen in seine Brust ergieße und zum Berspringen anfülle. So selig, so gehoben, so muthig fühlt er sich plötzlich.

„Nun sehen sie doch nur Madjenka an!“ flüstert Frau Poplawkow Frau Porubin zu, „sie kann ja die Augen von diesem Milchbart garnicht abwenden, als ob sie ihn gleich verschlingen wollte.“

„Verliebt! Anna Petrowna, verliebt wie ein Käzchen“, antwortet Mama Porubin mit boshaftem Achselzucken.

„Ich wundre mich nur, wo dieser alte Narr seine Augen hat?“

„Warum denn nicht? Für ein Mädchen ohne Mitgift ist auch dieser eine annehmbare Partie!“

„Aber doch . . . immerhin . . .“

„Warum kommen Sie nicht zu mir?“ fragt unterdessen Madjenka Kobylnikow in jenem halbunterdrückten Flüsterton, den die Stimme unwillkürlich annimmt, wenn wir von Dingen reden, die alle unsere Lebensnerven zugleich erregen.

Kobylnikow antwortet nicht; er kann nur seufzen.

„Warum kommen Sie nicht zu mir,“ wiederholt Madjenka.

Er schweigt noch immer, obgleich ihm das Herz schier zerspringen will, vor Sehnsucht, sich zu erklären. Er fühlt, daß wenn er auch nur ein Wort spricht, kein Halten mehr sein wird: er wird sich Madjenka zu Füßen werfen, er wird das liebe gute Geschöpfchen in seine Arme nehmen und an sich pressen oder aber auch in Thränen ausbrechen und laut, laut zu schluchzen beginnen.

„Warum geben Sie mir nicht die Hand?“ fährt Madjenka fort.

„Madjenka!“ ringt es sich endlich aus der Brust Kobylnikows los.

„Was sprechen sie da für Dummheiten?“

„Engel!“ stöhnt Kobylnikow.

„Und wann werde ich das versprochene Gedicht haben?“

Kobyljnifow will eben antworten; er will ihr erzählen, daß die Verse keine Fabel sind, daß das Gedicht fast ganz fertig geworden, daß er nicht nur eins, nein! zehn, zwanzig, hundert Lieder dichten will, zur Verherrlichung seiner lieben kleinen Madjenka, als plötzlich der böse Bube Porubin Alles verdirbt.

„Bändli!“ piepst er, Kobyljnifow fast zwischen den Beinen hindurch springend.

Kobyljnifow glaubt den Bösen selbst aus dem Munde des Knaben zu hören.

„Woher weißt du das?“ ruft er hinter dem Knaben herlaufend, den er nun auch wirklich erwischt. — „Nein, sage mir, woher du das weißt?“

„Mama! Mama! Kobyljnifow kneift mich!“ heult Senja aus vollem Halse.

Bei diesem Schrei läßt Kobyljnifow seine Beute unwillkürlich fahren und beginnt sogar Senja den Kopf zu streicheln.

„Streichle nur, streichle nur!“ zischt die junge Schlange. „Mama, er schlägt mich, weil ich ihn mit Madjenka erwischt habe.“ Es beginnt ein Verhör.

„Wollen Sie mir gütigst sagen, Dmitri Nikolajewitsch, was Ihnen das unschuldige Kind gethan hat?“ inquirirt gekränkt Mama Porubin.

„Ihr Sohn hat mir eine Ungezogenheit gesagt!“ erwidert ganz außer Fassung Kobyljnifow.

„Mama, ich habe ihm garnichts gesagt!“ klagt seinerseits Senja unter geheucheltem Schluchzen.

„Ihr Sohn hat mir „Bändli“ zugerufen!“ fährt Kobyljnifow plötzlich heraus.

„Bändli? was heißt Bändli? und in wiefern ist dieses Wort für Sie beleidigend?“

Bei diesen Worten schüttelt Mama Porubin bedenklich den Kopf und breitet verwundert die Arme aus.

„Nun ja! Bändli, Cantli, Dantli, Fantli!“ höhnt Senja boshaft und tanzt vor Kobyljnifow hin und her.

„Bitte sehen Sie selbst!“ sagt Kobyljnifow.

„Ich sehe, ich sehe Alles! Schämen sollten Sie sich, junger Mann. Senja, laß den Herrn in Ruh' und wage nie mehr ein Wort mit ihm zu sprechen.“

Damit segelt Frau Porubin majestätisch von dannen, Senja im Schlepptau mit sich führend, sieht sich aber unaufhörlich um, als käme die Pest hinter ihr drein.

Kobyljnikow fühlt sich sehr unbehaglich; er begreift, daß er nicht nur Madjenka compromittirt, sondern sich auch in ihren Augen lächerlich gemacht hat. Wieviel Dummheiten hat er bereits an diesem Abend begangen? Mindestens drei: erstens hat er sich durch unsinnige Reime aus dem Concept bringen lassen und in Folge dessen sein Gedicht nicht vollendet, während es doch weit einfacher gewesen wäre einen Vers ungeräumt zu lassen (das kommt sogar bei den besten Dichtern vor!); zweitens hat er Madjenka eine große Ungezogenheit über ihr Verhältniß zu Prochorow gesagt; und drittens hat er mit dem boshaftesten Buben der Stadt angebunden, der nun wahrscheinlich in der ganzen Stadt Lärm schlagen und den ärgsten Scandal hervorrufen wird. Kobyljnikow kommt es so vor, als seien Aller Blicke auf ihn gerichtet, als drücke sich in allen Mienen strengste Mißbilligung aus, ja als würde sogar der Hausknecht Andrei sogleich den Besen ergreifen, um den Verführer fünfzehnjähriger Mädchen aus dem ehrbaren Hause auf die Straße zu kehren. Kobyljnikow überläuft es heiß und kalt; um seiner Verwirrung Herr zu werden, eilt er rasch ins Herrenzimmer.

Da sitzen die Herren an mehreren Tischen beim Kartenspiel. Der Präsident des Kameralhofs spielt mit dem Gouvernementsprocureur Whist=Grandissimo — gegen den Kameralhofsrath und den Bataillonscommandeur. Der Herr Präsident ist nicht gerade bei bester Laune; er hat zwölf Mal Pique ohne Aß und als dreizehnte Karte Coeur=Zwei. Er spielt die Pique=Zwei aus — das Aß hat sein Partner, der aber die Farbe natürlich nicht verfolgen kann.

„Ich sitze auf Capitalien!“ klagt der Herr Präsident, — „denn die sind alle frei, alle frei!“ —

Der Procureur geräth in Verlegenheit; er begreift die Situation und sucht zu errathen, was die dreizehnte Karte seines Partners sein könnte. Der Präsident sieht das und zeigt ihm, um die Situation zu klären, die Coeur=Zwei, natürlich nur in der Absicht, den Procureur zu rascherem Spiel zu veranlassen.

Dagegen kommen dem Kameralhofsrath die hohen Karten nur so zugeflogen; nie fehlt es ihm an Handkarten, nie an Unter=

stützung, aber sein Glück macht ihm keine Freude, denn er fühlt es, daß er seinen Vorgesetzten damit erbittert. Darum sucht er sich auf jede Weise zu entschuldigen. Wenn er die Karten aufnimmt, so zuckt er die Achseln, als wollte er sagen: „Immer dieses vermaledeite Glück!“ Wenn er einen Stich nimmt, so legt er die Karten nicht ruhig bei Seite, sondern schleudert sie verächtlich von sich, als wollte er sagen: „Da ist schon wieder solch ein Hundesohn von Aß!“ Aber der Präsident nimmt davon gar keine Notiz, sondern erboßt sich nur noch mehr über seinen Untergebenen.

„Aus welchem Grunde decken Sie Ihr Spiel auf?“ fährt er ihn an.

Der Rath, der seinem Vorgesetzten einen Stich zuwenden will, verleugnet Farbe.

„Haben Sie kein Coeur?“ inquirirt streng der Bataillonscommandeur.

„Nein — ja doch!“ stammelt der Rath.

„Nicht einmal zu lügen versteht er,“ denkt der Präsident.

Kobyljnikow sieht den Spielenden zu und hat nur den einen Gedanken, wie er durch irgend eine Großthat diesen Abend in einer Weise beschließen könnte, daß damit die Scharte aller drei Dummheiten auf einmal ausgeweht würde. Plötzlich wird ihm so wohligh und frühlich zu Sinnen: er sieht ein großes erleuchtetes Zimmer, in Mitten desselben steht Madjenka in ihrem weißen Tarlatankleidchen und neben Madjenka steht er selbst, beide mit Champagnerpokalen in den Händen; die Gäste kommen auf sie zu, gleichfalls mit Champagnergläsern, stoßen an und gratuliren ihnen.

„Zwan Dementjitsch“ — spricht er mit bebender Stimme, indem er unter dem Banne dieser seligen Phantasiegebilde auf den Hausherrn zutritt: „gestatten Sie mir einige Worte unter vier Augen“.

Zwan Dementjitsch blickt ihn etwas verdrossen an, weil diese unerwartete Unterbrechung ihn beim Spiel stört. Als er aber bemerkt, daß Kobyljnikow am ganzen Körper zittert, wird er besorgt.

„Was ist Ihnen?“ fragt er — „Sie haben doch nicht gar die Kapustnikowsche Acte verloren?“

„Ich — bitte unter vier Augen“ wiederholt Kobyljnikow.

Zwan Dementjitsch geht mit ihm abseits.

„Nun?“ fragt er.

„Sch... ich möchte...“ stottert Kobyljnikow, dem plötzlich aller Muth entschwunden ist.

„Aber so sprechen Sie doch, mein Bestes, und halten Sie mich nicht auf!“ bemerkt Swan Dementjisch ärgerlich.

„Sch bitte um die Hand Madeschda Swanownas“, plagt Kobyljnikow heraus.

Swan Dementjisch dreht den Freier gegen das Licht und sieht ihn einen Augenblick besorgt an. Dann kehrt er sofort an den Kartentisch zurück und macht nur eine abwehrende Handbewegung, als wollte er eine Fliege von der Nase vertreiben. Kobyljnikow ist starr vor Schreck; er läßt nicht nur die Arme sinken sondern knickt auch in den Kniekehlen zusammen; es wird ihm ganz grün vor den Augen und das Zimmer dreht sich im Kreise umher. Er begreift nur das Eine: dieses war der vierte und allerdummste Streich. Plötzlich sieht er etwas vor seinen Füßen hin und her hüpfen: es ist Senja Prorubin.

„Ach, das ist der vierte!“ höhnt der böse Bube, offenbar die geheimsten Gedanken errathend, die Kobyljnikows armes Herz bedrückten.

Kobyljnikow hört es nicht einmal, er ist vernichtet, entehrt, obgleich Papa Lopatnikow gleich an den Kartentisch zurückgekehrt ist und mit der größten Seelenruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, sieben in Bique angefangt hat. Prorubin tanzt unterdessen vor dem Unglücklichen hin und her und höhnt fortwährend: „Etsch, etsch! das war der vierte.“ Kobyljnikow drückt sich vorsichtig an der Wand hin, um irgendwie unbemerkt in's Vorzimmer zu gelangen. Senja Prorubin bemerkt es und sprengt das Gerücht aus, Kobyljnikow habe Magenschmerzen. Kobyljnikow hört diese Verleumdung und bleibt stehen; er lehnt sich an die Wand und schaut kühn drein; aber vergebens, die Verleumdung hat schon ihre Wirkung gethan. Unter den jungen Mädchen hört man flüstern: „der Arme!“ Madjenka wird roth und wendet sich ab; offenbar sind ihr vor Scham und Schmerz die Thränen nahe.

„Baudliß“, flüstert sein verfluchtes Gedächtniß und Kobyljnikow springt, wie von einer Wespe gestochen, aus dem Zimmer fort, durch seine Flucht ein lustiges Richern unter den jungen Mädchen hervorrufend.

Und wieder sitzt Kobyljnikow in seinem einsamen Stübchen; er sitzt und weint bitterlich. Vor ihm liegt die Kapustnikow'sche Acte und die Thränen fließen nur so auf's Papier; darauf steht: „Es petitionirt der Kaufmann Kapustnikow, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte, — doch seine Augen sind verschleiert und sein armes Herz will in Stücke springen.“

Durch die Thränen aber und das herzbrechende Schluchzen hindurch schimmert hell das Bild des lieblichen Mädchens: er glaubt ihren frischen Athem zu spüren, den Schlag ihres kleinen Herzens zu hören.

„Mitenka“, spricht sie und läßt ihr Lockenköpfchen verschämt auf seine Schulter sinken.

„Mes dames“, flüstern die jungen Mädchen ringsum: „Mes dames! Kobyljnikow hat Magenschmerzen.“

Kobyljnikow springt auf und läuft im Zimmer umher, greift sich dabei nach dem Kopf und macht alle jene Bewegungen, die einem Verzweifelten anstehen.

„Bandlig!“ ruft plötzlich das unentrinnbare Gedächtniß.

Kobyljnikow beißt sich vor Ingrimm die Lippen blutig, er setzt sich wieder und nimmt abermals die Kapustnikow'sche Acte vor, in der Hoffnung, darin die Erinnerungen des Abends zu ersticken.

Aber hinter der Bretterwand regen sich die Hauswirthe — Kleinbürger. Sie sind allem Anschein nach gleichfalls soeben vom Besuch heimgekehrt und im Begriff schlafen zu gehen. Man hört tiefes Athmen, man hört das Deffnen einer Commode, man hört jenes Rascheln, welches das Auskleiden und Zubettegehen immer zu begleiten pflegt. Endlich ist Alles still.

„Bist Du eine dumme Gans oder nicht?“ fragt der Hauswirth seine Gattin: „bist Du eine dumme Gans oder nicht?“

„Schlaf Dich aus, Trunkenbold; bedenke was morgen für ein Feiertag ist“, ermahnt die Gattin. —

„Nein, sage mir, bist Du eine dumme Gans oder nicht?“ wiederholt der Hausherr hartnäckig.

Hinter der Bretterwand hört man ein erschütterndes Gähnen. Kobyljnikow nickt tiefer und tiefer und endlich sinkt sein Kopf ganz

auf die Kapustnikowsche Acte. Er träumt vom Weihnachtsbaum, er träumt, daß er mitten im erleuchteten Saal steht, aber neben ihm steht nicht Madjenka, sondern der Kaufmann Kapustnikow und petitionirt, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte





Kunstbriefe.

V.

Grau in Grau Alles... Aber kein vornehmes Silbergrau, wie es mancher Landschaftler der Natur nach in sein Bild hineinzuzaubern weiß, namentlich in unseren Tagen der Stimmungsmalerei. Nein — ein häßliches Graugrün und schmutziges Gelbgrau. Sie nennen es hier „Winter“, fügen aber hinzu, daß Berlin auch schon andere Winter gesehen hat. Mag sein. Meine Leser aber, die die deutsche Reichshauptstadt zumeist nur in der sommerlichen Hälfte des Jahres zu besuchen pflegen, können sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie häßlich Berlin in solchem Winter sich ausnimmt. Und zu den schönen Städten gehörte es ja nie. Die Stellen, mit denen es sich sehen lassen kann, sind gar bald hergezählt, rascher und leichter, als all' die Mißgriffe, die bei der Ausgestaltung von Neu-Berlin während der letzten zwanzig Jahre in ästhetischer Hinsicht begangen worden sind, angefangen bei der verunglückten Wahl des Platzes für das Reichstagsgebäude und der sprichwörtlichen Häßlichkeit des in seiner Nähe stehenden „Siegesspargels“, wie ja der bosshafte Berliner Volkswitz die Siegessäule abgetauft hat.

Man sehe sich nur ein Mal mit den Augen des Künstlers oder auch nur mit Schönheitssinn Begabter die Häuserzeilen und Plätze, die Brunnen und Denkmäler der Reichshauptstadt an: fast nirgends ein schöner Anblick, fast nirgends ein harmonischer

Abſchluß und Geſammteindruck. Was hätte man — um nur ein Beiſpiel anzuführen — in Paris oder Wien aus dem Potsdamer Platz gemacht und ſicher hätte man dort einem Denkmal, wie das Luthers, eine beſſere Stelle anzuweiſen gewußt, als hier geſchehen.

Doch das iſt ein Kapitel, deſſen Behandlung für ein anderes Mal vorbehalten bleiben mag und ich kehre zurück zu dem, wovon ich ausging.

* * *

Grau in Grau Alles. Auch auf dem Gebiete der heurigen Winter-Kunſtſaiſon, aus der nur das Menzelsfeſt und die beiden dem Altmeiſter zu Ehren, den Nachkommen zu Nutzen veranſtalteten Ausſtellungen in der Akademie der Künſte und in der Nationalgallerie als eine ſtrahlende Epiſode hervorleuchten inmitten eines eintönigen Einerlei.

Aber doch iſt das nur der Geſammteindruck, den der rückwärts Blickende gewinnt. Sieht er näher zu, beſinnt er ſich auf das Einzelne, ſo hat er ſeit der Zeit, wo im October die Thore des Ausſtellungspalastes beim Lehrter Bahnhof geſchloſſen wurden, immerhin manches Sehenswerthe geſchaut, Wiſſenswerthe kennen gelernt. Und gerade, weil die Phyſiognomie Berlins jezt ſo gar häßlich iſt, ſind die kleinen Kunſt-Ausſtellungen, die uns unausgeſetzt geboten werden, ſozufagen eine wahre Wohlthat, die einigen Erſatz bietet für die mangelnde Befriedigung künſtleriſcher Anſprüche und Anregungen im nüchternen Straßen- und ſonſtigen Außenleben Berlins

Es fehlt hier nicht an Kunſtvereinen, die in ihren Räumen, ſei es zu Handels- oder zu Bildungszwecken, wiederholt oder auch fortlaufend den Winter über Ausſtellungen veranſtalten, wie vor Allem der „Verein Berliner Künſtler“ im Architektenhauſe in der Wilhelmſtraße. Doch nicht dieſe Ausſtellungen ſind es, die gemeinhin das Intereſſanteſte bieten. Das finden wir vielmehr in den Kunſtſalons der Firmen Ed. Schulte und Friß Gurlitt.

Es ſind die beiden bedeutendſten Kunſthandelsfirmen Berlins. Das heißt, richtiger hieße es Bilderhandelsfirmen, denn faſt nur Bilder bekommen wir dort zu ſehen, und zwar nur Originale, vornehmlich Delgemälde und Aquarelle, ſeltener Stiche und Ra-

dirungen. Es erinnert Einen hier nichts an den Laden. Es sind eben wirklich Kunstsalons. Kein Verkäufer ist zu sehen, keinen Ladentisch giebt's, keine „Kasse“ außer der zur Lösung der Eintrittskarten. Dicke Teppiche decken den Boden; schwere Vorhänge umrahmen die Thüröffnungen; stilvolle Sessel und Divans laden zum Sitzen ein; zwischen den großen und kleinen Gemälden an den Wänden hier und da eine Statue, eine Vase; auf einem Sessel, wie zufällig, ein Bild aufgestellt; Alles in den dunkleren Nachmittagsstunden im Scheine elektrischen Lichts, deren Lampen an der Decke, aber hinter Blenden angebracht sind. Das Geschäftsbureau ist von diesen Räumen vollständig getrennt . . . Sowohl bei Schulte, u. d. Linden 1, an der Ecke des Pariser Platzes, als bei Gurlitt, in der Leipziger Straße 131, zwischen dem Leipziger Platz und der Wilhelmstraße, besteht schon seit ein paar Jahrzehnten die Sitte, das ganze Jahr hindurch Ausstellungen zu veranstalten. Groß sind sie natürlich nicht, aber immerhin giebt's mitunter doch 100 und mehr Nummern. Das runde Jahr hindurch werden diese Ausstellungen alle drei bis vier Wochen regelmäßig erneuert und dabei beträgt der Abonnementspreis für 12 Monate bloß 3 Rm. Ein lächerlich billiger Preis, wenn man bedenkt, wieviel man hierfür im Laufe des Jahres zu sehen bekommt. Der intime Charakter dieser Ausstellungen, wo mancher Künstler ganz anders zur Geltung zu kommen vermag, als auf den großen internationalen Bazars der sommerlichen Gesamtausstellungen in Berlin, München u. s. w., so daß der Ruhm dieses und jenes Künstlers thatsächlich von diesen Kunstsalons aus seinen Weg in die große Masse genommen hat, die günstige Lage der Ausstellungslokale, die Bequemlichkeit, die sie den Besuchern bieten — das Alles zusammen hat es bald dahin gebracht, daß es zum guten Ton gehört, sein Abonnementsbillet bei Schulte und Gurlitt zu besitzen, wie seine Loge oder seinen Logensitz in der königlichen Oper. Nachmittags vor Tisch, so zwischen 1 und 3 Uhr, wenn man die Linden hinunterschlendert, oder auf der Leipziger Straße flanirt, da tritt man dann wohl für eine halbe Stunde in die Salons ein, in Straßentoilette, die Herren auch den Hut nicht ablegend, man ist, namentlich in der ersten Woche jeder einzelnen Ausstellungsperiode, zumal in den Wintermonaten, sicher, Bekannte zu treffen. Kunst-

kritiker und Schriftsteller und Künstler, Vertreter der Welt des Hohlglanzes und des Scheins, unscheinbare wahre Kunstfreunde neben Prozen, die die Mode mitmachen, reelle Käufer und verbißene Kritiker, Leute, die nur sehen, andere, die sich bloß sehen lassen wollen, mitunter auch solche, die auf ungefährliche Weise sich hier ein Rendezvous geben können und, anscheinend ganz und gar in die Beschreibung einer italienischen Landschaft oder eines naturalistischen Bauernknechtes vertieft, von durchaus anderen Dingen reden

* * *

Das größere Local hat Schulte aufzuweisen; er verfügt unter Anderem sogar über einen schönen Oberlichtsaal. Aber künstlerisch höher steht wenigstens in diesem Jahre wohl der Salon Gurlitt. Man gewinnt bei Schulte den Eindruck, als ließe er sich zumeist die Werke in's Haus hineinbringen, während Gurlitt mehr prüft und sichtet und — sucht. Am interessantesten sind natürlich immer die Einzelwerke ganz junger, neuauftauchender Künstler, sodann Sammlerausstellungen älterer, endlich einzelne neue Werke von altberühmten Meistern, d. h. Meistern aber stets der Neuzeit, die beiden Firmen haben fast ausschließlich die moderne Kunst im Auge.

Es wäre übrigens ungerecht, wollte man Schulte's Ausstellungen dieses Winters verurtheilen. Auch er hat manchen sehr guten Griff gethan. So war es ein ebenso pietätvoller, als glücklicher Gedanke, das Andenken des lebenswürdigen jüngst verstorbenen märkischen Landschafters *Bennewitz v. Löfen* durch eine Sonderausstellung von Skizzen und Studien in Del und Aquarell zu ehren. Gerade diese Ausstellung hat uns den Werth des Künstlers besser erschlossen, als all' die vielen großen Bilder, die von ihm in den letzten Jahren zu sehen gewesen sind. Auch die größeren Ausstellungen der Berliner *Max Uth* und *Waltherr Leutkau*, die beide in den letzten Jahren sich in der Aquarell-Technik bedeutend entwickelt haben, beanspruchten neben dem besonderen ein allgemeines Interesse. Das Gleiche gilt von der Sammlung der Gemälde und Skizzen des Münchener *Wilhelm Holz*, ein Malerpoet Böcklinscher Schule, wenn man so eine Anlehnung und Empfindungsverwandtschaft bezeichnen mag, die der junge Künstler in Bezug

auf den alten Meister zeigt. Unter den „Modernen“, die bei Schulte zu finden waren, seien auch die koloristisch sehr originellen Bildnisse, Acte, Stilleben des Impressionisten im Stile des Pariser Bernard, Kurt Herrmann, sowie die Landschaften Philipp Frank's genannt, ferner Fritz Burger mit seinen naturalistischen, ebenfalls durchaus von Paris beeinflussten Portraits. Dieselben Naturalisten, die unlängst noch so gern Fabrikarbeiter, Ackerknechte u. s. w. malten, namentlich wenn sie zur Klasse der „Erniedrigten und Bedrückten“ gehören, um das Dostojewskische Wort zu gebrauchen, — jetzt suchen sie die Objekte für ihre Studien in den entgegengesetzten Kreisen und so begegnet man Männerportraits aus den Kreisen des Chic's und des Pschuett's, die das Entzücken eines jeden Modeschneiders und Gigerl's ausmachen können, denn ebenso wahrheitsgetreu, wie einst jene Hungerleider, sind jetzt diese Apperten gemalt. Ob diese Bildnisse mehr der Kunst Rechnung tragen, als jene, mag der Leser selbst entscheiden. Brillant gemalt sind die Sachen entschieden, auch die Burger'schen, und für charakteristische Typen unserer Zeit können sie ohne Zweifel ebenso gelten, wie die des Glends und des Jammers.

Noch viel Anderes, In- und Ausländisches, gab es bei Schulte zu sehen, was erwähnenswerth wäre, aber ich muß mich kurz fassen. Nur eines Landsmanns sei noch gedacht, des Professors Eduard v. Gebhardt, der einen „Christus als 12jähriger Knabe im Tempel zwischen den Schriftgelehrten“ ausstellte. Der Gewohnheit gemäß verjezt uns der Maler ins deutsche Mittelalter. Der Tempel wird zur Sacristei einer christlichen Kirche, die jüdischen Schriftgelehrten werden zu gelehrten Theologen und hochweisen Kirchenältesten, die dem am Schmalende eines grünverhangenen Tisches sitzenden blonden, einem Estenknaben gleichenden Jesus gespannt oder verwundert zuhören. Links im Hintergrunde dringt Maria erregt herein, vom Schließer mühsam zurückgedrängt. Die Ausbildung der Gesichtszüge der Männer, der Ausdruck Jesu und seiner Mutter, das Dämmerlicht zwischen den dunklen holzgetäfelten Wänden der Sacristei, ihre ganze stilgerechte niederdeutsche Einrichtung, das durch die Thür hereinfluthende Licht, die Trachten u. s. w. — das ist Alles so überzeugend gemalt, wie immer bei Gebhardt, und wie immer auch hat man die Empfindung, daß er

im Detail allzu viel geben will. Jedoch — das ist Geschmacks-
sache, wie auch seine ganze Manier, biblische Vorgänge in die Zeit
der deutschen Renaissance zu verlegen. . . .

* * *

Altbekannte Namen von bestem Klang boten uns die zier-
lichen Kataloge der Gurlitt'schen Ausstellungen. Darunter auch
größere Sammelausstellungen. So gab's eine *Thomas-Mus-*
stellung, die 56 Bilder und Original-Steindrucke aus den Jahren
1866—1894 bot. Mit diesem jüngst so viel genannten Frank-
furter Maler habe ich mich im ersten „Kunstbrief“ schon ein-
gehend beschäftigt und ich bemerke nur, daß diese Sammlung
mich bloß in meinem damaligen Urtheil bestärkt hat. Sehr
interessant waren übrigens die Steindrucke. Auch mehrere *Leibl*
stellte Gurlitt aus, ganz vortreffliche Portraits und Genre-Kopf-
studien. Dann bekamen wir dort fünf hier noch unbekante *Böck-*
lin zu sehen, zur größten Freude all' der zahlreichen Verehrer
dieses eigenartigen Farbensichters und Humoristen von genialer
Unverfrorenheit, die er namentlich wieder in der „altrömischen *Bachus-*
fest-Orgie“ zu Schau trug -- in einer Weise, wie Jüngere es ihm
nachzumachen vergeblich sich mühen. Zu ihrem Besten, denn da
sie das Urwesentliche des schweizerischen Meisters, der übrigens
jetzt ganz in Florenz lebt, nicht zu treffen oder nicht zu erreichen
vermögen, so lehren sie wohl von dem Wege um, der Einem ver-
ständlich wird eben nur an der Hand *Böcklin's* selbst. *Lenbach*
und *Liebermann* — Letzterer sogar mehrfach vertreten und
zwar durchweg sehr gut — fehlten ebenso wenig, wie *Fritz v.*
Uhlde und *Adolf Menzel*, von dem einmal eine ganze Reihe
schönster Handzeichnungen zu sehen waren. Von Ausländern seien
namentlich der Römer *Pradilla* und der allbekannte englische
Farbeneffektler *Whistler* genannt. Viel von sich reden machte
die *Decemberausstellung* bei Gurlitt, auf der über 100 Bilder
von deutschen und französischen Künstlerinnen zu sehen waren. Aus
Berlin und München, aus Hamburg und Wien, aus dem Haag
und Amsterdam, aus Paris und Brüssel stammten die Urheberinnen
der Werke und sogar St. Petersburg war vertreten, durch die

Landschafterin P. Couriard. Dieser Kreis kunstbesserer Damen verrieth wieder einmal, daß sie ebenso schlecht nicht bloß, sondern auch mitunter ebenso gut malen können, wie ihre männlichen Kunstgenossen und daß sie ebenso wie diese in allen Richtungen und Stilarten, vom offenherzigsten Naturalismus bis zum befremdlichsten Symbolismus, und vom pinselschwenkenden Impressionismus bis zum gewissenhaftesten tüftelnden Kleinigkeitskultus, zu Hause zu sein vermögen. Nur die große, zwingend gewaltige Erfindung scheint ihnen verschlossen zu bleiben und andererseits weiß man ihren Bildern gegenüber nie so recht, wieviel Nachempfindung und Anlehnung mit im Spiele ist.

* * *

Daß all diese Ausstellungen von ihren Veranstaltern natürlich in erster Linie zu Verkaufszwecken bestimmt sind, braucht wohl nicht noch erst besonders hervorgehoben zu werden. Wohl aber, daß wirklich haarkauf wird. Den leichtesten Absatz findet das Allgemeinverständliche, unmittelbar an Herz und Kopf sich Wendende. Steht einmal unter einer tollkühnen Phantasie, einem gewagten Versuch die Inschrift, „Verkauft“, so weiß man auch gleich, ganz ebenso wie bei den verkauften Werken erstklassiger Künstler, wie Böcklin, Leibl u. s. w., daß der Käufer ein richtiger Sammler oder aber ein Fanatiker ist — eine Beobachtung, die jeder regelmäßige Ausstellungsbesucher übrigens überall machen kann.

Wie sollte es auch anders sein. . . .

J. Norden.

Berlin, im Januar 1896.





Litterarische Umschau.

Eine Geschichte der Unfreiheit nach ihren verschiedenen Formen, als Sklaverei, Hörigkeit und Leibeigenschaft, und in ihren mannigfaltigen Verzweigungen bis etwa zur großen französischen Revolution wäre eines der wichtigsten Kapitel aus der Kulturgeschichte der Menschheit. Eine solche Darstellung, welche dem Ursprung der Sklaverei bei den verschiedenen Völkern nachspürte, ihre Gestaltung im Orient und dann ihre so sehr verschiedenartige Entwicklung bei Griechen und Römern behandelte, ihrem allmählichen Aufhören bei den Völkern Europas nachginge, endlich die im Mittelalter sich ausbildende neue Form der Unfreiheit, als Hörigkeit und deren Ausartung zur Leibeigenschaft, schilderte — eine solche Darstellung, umfassend und auf gründlicher Forschung beruhend, würde eine Fülle lehrreicher und anziehender Ergebnisse liefern und nach den verschiedensten Richtungen hin Licht verbreiten. Die Bedeutung der Religion für dieses ganze Gebiet würde sich dabei deutlich herausstellen und die entscheidende Einwirkung des Christenthums auf die Beseitigung der Sklaverei, obgleich es dieselbe nicht von vornherein prinzipiell bekämpfte, klar zu Tage treten. Jedenfalls ist die Aufhebung der persönlichen Unfreiheit einer der größten Fortschritte in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Die Lobredner der Gegenwart, die zugleich erbitterte Ankläger der antiken Sklaverei und noch mehr der mittelalterlichen Hörigkeit sind, sollten übrigens nicht vergessen, daß, wie die Blüthe der antiken Kultur auf dem Unter-

grunde der Sklavenarbeit beruhte, ebenso auch der glänzende Aufschwung der modernen Industrie nur durch eine neue Art von Unfreiheit möglich geworden ist; die heutigen Fabrikarbeiter befinden sich zu einem großen Theile in einer schlimmeren Lage als die athenischen Sklaven und die Hörigen des Mittelalters. Eine Geschichte der Unfreiheit nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten würde freilich, wenn sie auf sorgfältiger Forschung beruhte, das Werk eines ganzen Lebens sein und hätte viele Vorarbeiten noch erst zur Voraussetzung. An solchen fehlt es für einzelne Perioden, wie z. B. die antike Welt und einzelne Länder Europas, allerdings nicht und schon eine Zusammenstellung der bisherigen Forschungen und Resultate wäre ein dankenswerthes Unternehmen. Eine solche verheißt uns das Buch von John Ellis Ingram: *Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit, rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher.*¹⁾ Allein schon der Umfang desselben stimmt unsere Erwartungen herab; wie ließe sich der ungeheure Stoff auf 200 Seiten kleinen Formats auch nur einigermaßen erschöpfend behandeln? Der Verfasser erklärt denn auch, er habe sein Büchlein nicht für Fachgelehrte, sondern für denkende und gebildete Laien geschrieben, versichert aber zugleich, er hoffe hinsichtlich des Thatfachenmaterials nur ganz Richtiges zu geben. Das vorausgeschickte Verzeichniß der Quellen, auf die sich Ingrams Arbeit stützt, zeigt aber große Lücken, besonders die Nichtbenutzung der zahlreichen deutschen Forschungen ist zu bedauern. Aus der deutschen Litteratur hat der Verfasser nur Böckh's Staatshaushaltung der Athener und Eugenheim's Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Europa, zwei an Bedeutung und Werth sehr verschiedene Werke, benutzt. So weit seine Quellen oder vielmehr Hülfsmittel ausreichen, hat Ingram den Stoff übersichtlich und zweckmäßig zusammengestellt. Die Geschichte der Sklaverei im Alterthum ist im Ganzen befriedigend, wenn auch manche Lücken sich finden. Dagegen ist die Entwicklung der Hörigkeit sehr dürftig, für Deutschland ganz ungenügend, da der Verfasser nicht einmal G. L. von Maurer und G. Waitz kennt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Staaten Europas wird

1) Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reiffner. 2 M. 80 Pfg.

kurz, aber dem Zwecke des Buches entsprechend, dargestellt. Am belehrendsten sind die drei letzten Abschnitte, welche die Beseitigung des kolonialen Sklavenhandels, die Abschaffung der Negerflaverei und die Sklaverei im mohamedanischen Orient behandeln; das letzte Kapitel enthält aber weniger, als der Titel verspricht, — indem darin nur die Verhältnisse in Sansibar, der Türkei und Marokko erörtert werden. In einem Anhang wird dann noch kurz die Sklaverei bei den Egyptern, den alten Hbräern, den Chinesen und Indern behandelt. Als Ueberblick ist das Buch von Ingram brauchbar und dem Laien wird es, trotz der bemerkten Mängel, vieles Interessante und Belehrende bieten.

Eine vielgenannte Persönlichkeit aus der Geschichte der Reformation in Italien behandelt die Schrift Wilhelm Sommersfeldts Francesco Spiera, ein Unglücklicher. Aus dem Norwegischen von H. G. W. Hansen.¹⁾ Francesco Spiera, ein angesehener Rechtsgelehrter und Advokat in Cittadella in Oberitalien, hatte den evangelischen Glauben angenommen und wurde ein feuriger Verkündiger desselben in seiner Vaterstadt. Deswegen vor das Kezgergericht in Benedig citirt, verlor er Muth und Kraft und schwor seinen Glauben nach dem ihm vorgelegten Formular ab im Sommer des Jahres 1548. Nun aber ergriff ihn die furchtbarste Verzweiflung, er war überzeugt, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, wüthete gegen sich selbst wie ein Rasender und erkrankte zulezt. So verbrachte er vier Monate nach seiner Abschwörung, zuerst in Padua, dann in seiner Vaterstadt. Kein Zuspruch, keine Tröstung von Seiten der katholischen Geistlichen, seiner Freunde und Bekannten, so wie anderer von nah und fern ihn aufsuchender Personen half etwas, Spiera hatte für Alles eine Widerlegung. Unter den entsetzlichsten Seelen- und Gewissensqualen starb der Unglückliche endlich im November desselben Jahres. Der gleich nach seinem Tode veröffentlichte Bericht von Spieras Verzweiflung machte überall in Europa großen Eindruck und auch später ist sein Schicksal vielfach geschildert worden. Nachdem in unserem Jahrhundert C. L. Both, Sixt und Könneke eingehend über ihn gehandelt, hat

1) Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfl. 1 W.

der italienische Reformationshistoriker Comba neues Material zur Geschichte des merkwürdigen Mannes entdeckt und veröffentlicht. Auf seine Forschungen gründet sich Sommerfeldts Schrift. Er findet die Erklärung von Spieras unerschütterlicher Verzweiflung, wir glauben mit Recht, in dessen fester Anhänglichkeit an Calvins strenge Prädestinationslehre. Die Schrift hinterläßt einen ernsten, ja erschütternden Eindruck; was sie schildert, ist eine eindringliche Warnung vor Glaubensverleugnung aus Menschenfurcht und wider die innere Ueberzeugung.

Die gewaltigen Ereignisse von 1870 und die Aufrichtung des Deutschen Reiches haben die wunderbare Reorganisation des preussischen Staates am Anfange dieses Jahrhunderts und die glorreichen Kämpfe und Siege der Befreiungskriege etwas zurückgedrängt. Aber wer sich in den Zusammenhang der Dinge vertieft, wird den Blick doch immer wieder zu jenen außerordentlichen Jahren zurückwenden, in denen der Grund zu alle dem gelegt worden ist, was sich später großartig entwickelt hat; damals ist der Baum gepflanzt worden, der später so stolz seinen Wipfel zum Himmel emporgestreckt hat. Die Größe der Männer, deren Genie und schöpferische Kraft den zertrümmerten Staat auf neuen Grundlagen wieder aufrichtete und das vernichtete Heer neugestaltete und zum Siege rüstete, wirkt auch heute noch nach. Der ideale Schwung und die glühende Vaterlandsliebe jener außerordentlichen Männer ergreifen auch heute noch Seelen, der ihnen näher tritt. Theodor Lindner sagt in seiner deutschen Geschichte sehr treffend: Unter ihnen sind Heroen ohne Fehl und Tadel, zu denen man mit ehrfürchtiger Bewunderung aufschaut; leuchtendere Vorbilder gibt es nirgends in der Geschichte. Es war doch eigentlich nur ein kleiner Kreis von Männern, von denen die ganze Bewegung, die Impulse zu Allem ausgingen, aber Jeder von ihnen war auch eine Heldenpersönlichkeit von eigenartigstem Charaktergepräge. Allmählich haben die meisten von ihnen eine würdige Darstellung gefunden. Stein's Leben hat Perz und dann der Engländer Seeley beschrieben, Gneisenau's Heldenleben ist von Perz und H. Delbrück geschildert worden, Scharnhorst hat endlich in Max Lehmann den berufenen Biographen gefunden und Clausewitz' Lebensdarstellung durch K. Schwarz ist zwar in Form und Auffassung wenig befriedigend, bietet aber doch

reiches Material. Jetzt wendet sich das Interesse der historischen Forschung auch den Männern zu, welche neben jenen Helden als deren Mitarbeiter und Helfer in zweiter Reihe stehen: Carl von Grolman und Hermann von Boyen erhalten endlich auch ihre Biographen. Nur jenen Großen gegenüber stehen sie in zweiter Linie, zu andern Zeiten, bei andern Völkern wären sie Männer ersten Ranges gewesen. Mit Grolman's Leben werden wir uns später beschäftigen, für jetzt gehen wir auf Boyen's Biographie näher ein. Der Feldmarschall H. v. Boyen hat sehr eingehende Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet, die von dem Theologen Fr. Nippold in drei umfangreichen Bänden vor einigen Jahren in nicht ganz zweckmäßiger Weise herausgegeben worden sind. Diese Erinnerungen sind ein kostbares Denkmal des Heldengeistes der Befreiungskriege und durch ihre Treue und Zuverlässigkeit eine höchst werthvolle Quelle für die Geschichte jener Zeit. Aber sie reichen nur bis zum Jahre 1813 und, wie jede Selbstbiographie doch nur ein unvollkommenes Bild ihres Verfassers giebt, so ist das bei Boyen's schlichtem und verschlossenem Charakter ganz besonders der Fall. Es ist daher mit Gemugthuung zu begrüßen, daß ein jüngerer Historiker, Friedrich Meinecke, auf H. von Sybel's Anregung es unternommen hat, das Leben des hochverdienten Mannes in angemessener Weise zu schildern. Zunächst liegt der erste Band des Werkes: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen von Friedrich Meinecke¹⁾ uns vor. Das Buch beruht nicht nur auf dem gesammelten handschriftlichen Nachlaß des Feldmarschalls und anderem archivalischen Materiale und zieht außerdem alle neueren Veröffentlichungen heran, sondern es ist eine wirkliche Biographie im vollen Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, den äußeren Lebensgang seines Helden ausführlich darzustellen, er hat sich die viel höhere Aufgabe gestellt, die innere Entwicklung von Boyen's Charakter und Persönlichkeit darzulegen, nachzuweisen, wie die geistigen Strömungen der Zeit, die Aufklärung und die Kant'sche Philosophie bildend und fördernd auf die Entfaltung seines Wesens eingewirkt

1) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.
8 Mark.

haben. Es ist dies Meinecke in vorzüglichem Maße gelungen und das dieser Aufgabe besonders gewidmete vierte Kapitel ist einer der glänzendsten Abschnitte des Buches. Auch die Ausführungen über die allmähliche Umwandlung der militärischen Anschauungen Boyen's von der unbedingten Bewunderung des fridericianischen Heeres zur Vertretung durchgreifender Reformideen, die sich nur im Princip noch von der späteren großen Reform unterschieden, sind vortrefflich. Der Verfasser behandelt das Leben Boyen's stets im Zusammenhange mit den allgemeinen Ereignissen; darin, wie in der vertieften, weitblickenden Auffassung sehen wir ein Hauptverdienst des Buches. Mit Boyen's Theilnahme an der großen Reform des Heeres beginnt seine hervorragende Mitarbeit an der Herbeiführung der Befreiung und Erhebung des Staates. Die großen Führer der Reform werden von Meinecke kurz, aber vortrefflich charakterisirt und die wohlabgewogene, maßvolle, im Grunde aber doch nicht günstige Charakteristik Friedr. Wilhelms III. sei als sehr gelungen besonders hervorgehoben. Boyen's verdienstvolle Thätigkeit bei der Errichtung der märkischen Landwehr und bei der Organisation des Landsturms, seine ruhmreiche Mitwirkung als Generalstabchef Bülow's bei den glänzenden Siegen von Groß-Beeren und Dennewitz, sowie bei der Eroberung Hollands kommen dann zu eingehender, klar und scharf gehaltener Darstellung. Zuletzt wird Boyen's größte That, das Wehrgesetz von 1814, welches er als Kriegsminister nach den Vorarbeiten und Ideen Scharnhorst's entwarf und durchsetzte und welches, wenn auch mit mannigfachen Modificationen, die Grundlage der preussischen Armeeorganisation bis heute geblieben ist, im Zusammenhange dargelegt. Wenn wir etwas an dem Buche vermissen, so ist es die häufigere Verwendung individueller Züge, manches der Art aus den „Erinnerungen“ sähe man gerne in der Darstellung des Verfassers verwendet. Höchst interessant sind die zwei Selbstcharakteristiken und Selbstkritiken Boyen's aus den Jahren 1802 und 1803, welche Meinecke mittheilt. Man kann zweifeln, ob es recht ist, solche rückhaltlose Enthüllungen des Innern, die nur für Gott und das eigene Auge bestimmt sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben; vollständig wird das nie geschehen können und auch hier sind einzelne Auslassungen nothwendig gewesen. Aber wie sie nun einmal vorliegen, machen sie einen tiefen Eindruck; nur ein hoher Sinn

und ein Charakter von unbedingter Wahrhaftigkeit können so mit dem eigenen Ich in's Gericht gehen. Jeder Anflug von Genialität fehlt Boyen's Persönlichkeit, seine stille, wenig nach Außen tretende Natur barg jedoch tiefe Leidenschaft in sich, große geistige und militärische Begabung verband sich in ihm mit eisernem Pflichtgefühl, ein ernster Rationalismus vereinigte sich bei ihm mit großer Gemüthstiefe, idealer Sinn und völlige Selbstlosigkeit geben seinem Charakter das Gepräge, und die heißeste Vaterlandsliebe, die ihm zur Religion wurde, erfüllt seine ganze Seele. Das vorzügliche, dem Buche beigegebene Portrait, welches Boyen im Alter darstellt, drückt, namentlich in den Augen, ebenso Klugheit wie Kindlichkeit aus. Möge der Schlußband des trefflichen Werkes nicht allzu lange auf sich warten lassen!

Ein wichtiger Beitrag zur neuesten Geschichte ist der fünfte Band des Werkes: Aus dem Leben von Theodor von Bernhardi, welcher den Nebentitel führt: Der Streit um die Elbherzogthümer 1). Die hier veröffentlichten Tagebuchblätter reichen vom 1. Januar 1863 bis zum 18. Februar 1864, umfassen also nur wenig mehr als ein Jahr. Der Konflikt zwischen dem preussischen Abgeordnetenhaus und der Regierung, der Aufstand in Polen und die durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark brennend gewordene Schleswig-Holsteinische Frage sind die Hauptgegenstände, mit denen sich die Tagebuchaufzeichnungen beschäftigen. Bernhardi stand mit vielen hochstehenden und angesehenen Männern in Verbindung, er wurde mehrfach auch zur Tafel des Königs gezogen, hatte persönliche Beziehungen zum Kronprinzen und dessen Gemahlin, verkehrte mit Ministern und Diplomaten, kurz, hatte reichlich Gelegenheit vieles zu hören und zu erfahren, was den meisten andern Menschen verborgen bleibt. Es ist daher erklärlich, daß sich in dem Buche viele interessante Aufschlüsse über Personen und Zustände finden und daß manche Mittheilungen gemacht werden, die von historischem Werthe sind. Dahin rechnen wir besonders Bernhardi's Unterredungen mit dem Kriegsminister von Roon, die Aeußerungen König Leopolds I. von Belgien in der langen, Bernhardi gewährten Audienz, endlich die Schilderung des Treibens am Hofe des

1) Leipzig. S. Hirzel. 8 M.

Augustenburgerß in Gotha und seiner Umgebung. Bei weitem wichtiger aber als durch die einzelnen hier berichteten Thatsachen erscheinen uns diese Tagebuchblätter als Spiegelbild der damals in den einsichtigsten und unterrichtesten Kreisen herrschenden politischen Anschauungen und Urtheile; daß diese von einem so scharfblickenden und klar urtheilenden Manne, wie Bernhardi, aufgezeichnet sind, gibt ihnen erhöhte Bedeutung. Bernhardi klagt mehrmals über die allgemeine Plausigkeit und seine Aufzeichnungen bestätigen diese Thatsache durchaus. Aber noch eine andere Wahrnehmung drängt sich dem Leser dieses Bandes fortwährend auf: die verschiedensten Personen, nicht zum wenigsten Bernhardi selbst, suchen fortwährend auf den König, den Kronprinzen, einzelne Minister und andere deutsche Fürsten im Sinne ihrer Partei und ihrer politischen Anschauung einzuwirken, damit die Regierung zur Aenderung ihres Systems oder einzelner Maßnahmen genöthigt werde. Daß ein solches Vorgehen, eine solche Einflußübung in nicht verantwortlicher Stellung dem konstitutionellen System, dessen Anhänger und Vertreter sie als eifrige Liberale doch waren, durchaus widerspricht und wenn sie gelungen wäre, nothwendig zu einer Art von Nebenregierung hätte führen müssen, ähnlich der so viel gehaßten Camarilla unter Friedrich Wilhelm IV., nur mit entgegengesetzten Tendenzen, darüber scheint sich keiner dieser eifrigen Politiker klar geworden zu sein. Bernhardi kommt wohl mitunter eine Ahnung dieser Sachlage, so wenn er z. B. einmal meint, wenn man der Regierung ernsthafte Opposition mache, müsse man sich auch bereit halten an ihre Stelle zu treten, und er hat mitunter das richtige Gefühl, daß dieses ganze Treiben und Wirken im Grunde doch zweck- und erfolglos ist, das lehrt sein Ausspruch: man vermag sehr wenig, wenn man nicht selbst in den Geschäften ist; aber er kann es doch nicht lassen gemeinsam mit seinen Freunden immer wieder zu versuchen, durch hochgestellte Personen auf den König in ihrem Sinne einzuwirken und das Ministerium zu veranlassen, nach ihren Voraussetzungen den Staat zu leiten. Besonders die auswärtige Politik möchten sie nach ihren Gesichtspunkten gehandhabt sehen und üben an deren Führung die schärfste Kritik. Es ist sehr bezeichnend, daß Bernhardi zu Bismarck nicht in der geringsten Beziehung steht, alles was er von ihm und seinen Aeußerungen

berichtet, hat er nur von Hörensagen und dennoch urtheilt er über seine Pläne und Absichten ab, als wären sie ihm völlig bekannt. Wenn der Herausgeber in seiner dunkeln Vorrede meint, Bernhardi stehe in seinen Ansichten und Urtheilen hoch über dem Durchschnittsliberalismus jener Tage, ist das nur zum Theil richtig. In einer Frage allerdings, in der er volle Sachkenntniß besaß, in der Frage der Armeeorganisation, war sein Urtheil vollkommen frei von der damaligen Parteiverblendung und hat sich glänzend bewährt. Im Uebrigen war Bernhardi ein Altliberaler und, obgleich ein entschiedener Gegner der demokratischen Fortschrittspartei, doch nicht frei von den Schwächen dieser doctrinären Politiker, wenn er auch die realen Mächte im Staatsleben besser würdigte, als die meisten seiner Gefinnungsgeossen. Gerade in den Fragen der auswärtigen Politik, über die er besonders sachverständig zu urtheilen glaubte, zeigt sich die Unzulänglichkeit des doctrinären Standpunkts am deutlichsten. Er findet, Bismarck habe ohne politisches Programm das Ministerium übernommen und tadelte fortwährend die Planlosigkeit seiner Politik, sieht ihn ganz der Kreuzzeitungspartei verfallen und meint immer wieder, Bismarck wolle Schleswig-Holstein den Dänen überlassen. Daß Bernhardi Bismarcks geniale Politik, die damals auf oft sehr verschlungenen Wegen ihr Ziel verfolgte, nicht erkannte und begriff, daraus kann ihm kein Vorwurf erwachsen. Aber daß er von einem Staatsmanne, dessen Genie er früher selbst anerkannt hat, glauben konnte, er lasse sich nur von den äußeren Umständen bestimmen und handle ganz ziel- und planlos, das ist schwerlich zu entschuldigen, noch weniger, daß er aus dieser seiner Ansicht auch fremden Staatsmännern gegenüber kein Hehl macht. Bernhardi ließ sich durch seine falsche politische Auffassung der Dinge und durch das an sich sehr ehrenwerthe Bestreben, an der Losreißung der Elbherzogthümer von Dänemark mitzumirken, dazu bestimmen, in den Dienst des Augustenburger zu treten, für ihn jenen durch nichts zu rechtfertigenden Brief an Napoleon III. zu schreiben und als sein Agent nach London zu gehen, wo er natürlich nichts ausrichtete, aber über die Stimmung der maßgebenden politischen Kreise gegen Preußen und Deutschland lehrreiche Erfahrungen machte. Von seiner früheren Werthschätzung der politischen Weisheit und des weitgehenden Einflusses Herzog

Ernst II. von Koburg ist er in diesen Tagebuchblättern völlig zurückgekommen; er durchschaut den theatralischen und egoistischen Charakter dieses Fürsten ganz und gar. Vergeblich hat der eitle Herzog seine politische Thätigkeit in drei schweren Bänden selbst verherrlicht; man kann die Nachwelt auf die Dauer doch nicht täuschen und die Wahrheit kommt zuletzt immer an's Licht. Es hat großen Reiz, die urkundliche Darstellung der Geschichte dieser Zeit in Sybel's Werk mit Bernhardi's Tagebuchblättern zu vergleichen und die Staatskunst Bismarck's, wie sie wirklich war, den hier ausgesprochenen verkehrten Urtheilen, schiefen Auffassungen und unbegründeten Besorgnissen geg. nüber zu stellen. Es ist ein trostloses Bild der damals in allen Kreisen Preußens herrschenden Verwirrenheit und politischen Unreife, welches man bei der Lektüre des vorliegenden Bandes der Aufzeichnungen Bernhardi's erhält; auch die Diplomaten von Beruf, wie Graf Bernstorff, Savigny und andere zeigen nicht viel größere Einsicht als die Uebrigen, von dem geschäftigen Herrn Geffken, der sich nachher durch seine Gegnerschaft gegen Bismarck so bekannt gemacht, ganz abgesehen. So werden diese Aufzeichnungen wider Bernhardi's Willen zu einem glänzendem Denkmal für die überlegene staatsmännische Einsicht Bismarck's, der allein den Zusammenhang der politischen Verhältnisse Europas durchschaute und auf dem Boden der Realpolitik seine Ziele verfolgte. Keinen Genuß gewähren dem Leser Bernhardi's Reisebeobachtungen in Belgien und England, ebenso seine Kunsturtheile; man bewundert seinen scharfen Blick und seine richtige ästhetische Auffassung. Auch sonst begegnet man vielen treffenden und guten Bemerkungen in dem Buche. Manches hätte ohne Schaden für den Inhalt gekürzt werden, manche Wiederholung fortgelassen, auch wohl einzelne ausgedehnte Gespräche zusammengedrängt werden können. Wir sehen dem sechsten Bande mit Spannung entgegen. Wird in ihm sich Bernhardi das Verständniß der Staatskunst Bismarck's zu erschließen beginnen?

Von den biographischen Blättern¹⁾ liegt uns das vierte Heft vor, mit welchem der erste Band schließt, das dritte ist uns noch nicht zugegangen. Wir heben aus seinem mannigfaltigen

1) Berlin. Ernst Hofmann.

Inhalte die Charakteristik Rudolf von Gneist's von Joseph Redlich und die pietätvolle Würdigung H. von Sybel's durch seinen einstigen Schüler C. Warntrapp besonders hervor, an die sich E. Zetsche's Aufsatz über Gottfried Keller als Maler anreihet. Sehr interessant sind die von Th. Wiedemann mitgetheilten Briefe Leopold Ranke's aus Italien an Barnhagen von Ense von 1828—1830, die einen bedeutenden Beitrag zu Ranke's Biographie liefern. Auch die 5 Briefe von E. M. Arndt an Karl von Rathen aus den Jahren 1844—49 liest man, wie alles, was von diesem kerndeutschen Manne kommt, mit Vergnügen. Nicht eigentlich in den Rahmen der Zeitschrift gehören zwei Briefe Karl Hillebrand's über das Lesen als Bildungsmittel; aber sie sind so inhaltreich und beachtenswerth, daß man sich ihrer Veröffentlichung freut. Wir wünschen der Zeitschrift besten Fortgang, möge der neue Jahrgang an anziehenden biographischen Aufsätzen und Mittheilungen den ersten noch übertreffen.

Schon wieder ein neues Buch über Italien! werden viele unmutig ausrufen, wenn ihnen die Schrift von Otto Kaemmel, *Italienische Eindrücke*¹⁾ zu Gesichte kommt. Man würde aber irren, wenn man darin eine Reisebeschreibung oder eine Schilderung der Kunstwerke Italiens zu finden glaubte. Der Verfasser, Historiker seines Zeichens, hat mehrere Frühlingswochen des vorigen Jahres dazu benutzt, Italien vom Norden bis zum Süden zu durchstreifen und theilt in dem vorliegenden anspruchslosen Büchlein die Eindrücke mit, welche er von Land und Volk erhalten hat. Die geniale Auffassung und glänzende Darstellung eines Victor Hehn würde man in der Schrift vergeblich suchen, aber es ist ein wohlwollender, sachkundiger und unbefangener Beobachter, welcher daraus spricht und dessen Ausführungen wir gerne folgen. Er giebt zunächst beherzigenswerthe Winke, wie man in Italien reist und betont mit Recht, daß, um in dem schönen Lande mit Genuß und ohne Ärger zu reisen, die Kenntniß der italienischen Sprache absolut unentbehrlich ist. Das Kapitel über den Volkscharakter und das Volksleben in Italien ist eines der anziehendsten in dem Buche; der Verfasser erkennt die großen Vorzüge der Italiener durchaus an, verschweigt aber auch ihre Schwächen nicht. Auch der Abschnitt:

1) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1 M. 80 Pf.

Volkswirtschaftliches und Sociales enthält des Lehrreichen und Beachtenswerthen nicht wenig und fordert zur Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen auf. Ueber die römische Kirche urtheilt der Verfasser mit Billigkeit und die Schattenseiten des italienischen Nationalstaats verschweigt er nicht. Wir folgen ihm gerne, wenn er uns die Eindrücke schildert, welche er von den italienischen Landschaften im Norden und im Süden erhalten hat. In dem letzten Abschnitt über die Städte als historische Denkmäler verbinden sich die Wahrnehmungen des Reisenden mit den Anschauungen des Historikers in interessantester Weise. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Beobachtung Kaemmel's, daß es in Italien fast gar keinen freien Bauernstand giebt, sondern nur Pächter und Tagelöhner und ebenso, daß das Bürgerthum der Städte sich weit hinaus auf die Dörfer erstreckt. Für denjenigen, der Italien noch nicht gesehen hat, wird Kaemmel's Büchlein eine nützliche Vorbereitungslektüre sein und dem, der das Land der Sehnsucht für alle Nordländer schon kennt, wird es viele angenehme Rück Erinnerungen erwecken.

Bei der Fülle von Werken über die deutsche Litteratur muß jedes neue Buch dieser Art erst seine Existenzberechtigung erweisen. Es herrscht auf diesem Gebiet eine solche Ueberproduktion, daß man jeder neuen Erscheinung dieser Art mit berechtigtem Mißtrauen entgegentritt, zumal wenn sie den Charakter eines kurz zusammenfassenden Hand- oder Lehrbuchs trägt. Um so mehr scheint es geboten, auf ein Buch hinzuweisen, daß, obgleich es die Form einer kurzen Uebersicht hat, doch der Beachtung und Verbreitung durchaus werth ist. Es ist das Max Koch's Geschichte der deutschen Litteratur¹⁾. Der Verfasser, Professor an der Universität zu Breslau, hat es verstanden, die Masse der neueren Forschungsergebnisse in einem kleinen Raume zusammenzudrängen und giebt in einem kurzen Satze, oft nur in einem Worte, die Ergebnisse umfassender gelehrter Untersuchungen. Besonders werthvoll ist dadurch der die ältere Litteratur behandelnde Theil des Buches, aber auch für die späteren Perioden sind alle wichtigeren litterär-historischen Arbeiten verwerthet. Daß durch das Streben, möglichst viel Stoff in die einzelnen Sätze hineinzudrängen, bisweilen Schwerfälligkeit und

1) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geschenkausg. 3 Bde.

Schwerverständlichkeit entsteht, ist bei der Ausführung einer Aufgabe, wie die hier gestellte, kaum zu vermeiden. Auch in den Urtheilen über manche neuere Dichter wird man vielfach anderer Meinung sein als Koch. Am wenigsten können wir uns mit seiner überschwänglichen Bewunderung der Musikdramen Richard Wagner's, in denen er gleichsam den Gipfel und Abschluß der neueren deutschen Litteratur sieht, einverstanden erklären; wenn wir auch zugeben, daß sie weit über den andern Operntexten stehen, so können sie, rein als Werke der Poesie betrachtet, doch auf keinen hohen dichterischen Werth Anspruch machen. Zu dem modernen Naturalismus nimmt Koch eine abwartende, wenn auch nicht sehr günstige Stellung ein; hier wäre ein entschiedenes Verwerfungsurtheil am Platze gewesen. Koch's Litteraturgeschichte kann Allen, die sich mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung bekannt machen wollen, warm empfohlen werden und auch derjenige, der mit dem Entwicklungsgange der deutschen Litteratur vertraut ist, wird das Buch nicht ohne Nutzen und Belehrung zur Hand nehmen.

Mit der neuesten Litteratur beschäftigt sich eine beachtenswerthe Schrift von Siegmund Schulze: *Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas*. Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte.¹⁾ Es werden darin die Hauptrichtungen der modernen Litteratur und ihre Vertreter in Frankreich, Rußland und Scandinavien behandelt, während Deutschland einer spätern Veröffentlichung vorbehalten bleibt. In einem einleitenden Kapitel spricht sich der Verfasser über den Zustand des Geisteslebens in der Gegenwart aus und gelangt dabei zu einem trostlosen Resultat; er findet, daß die Menschheit sich in einer Periode des Niederganges befinde und dem Abgrunde der Barbarei sich nähere, daß überall Zeichen tiefer Entartung sich kundthun. Man könne sich keinen größeren Contrast denken, sagt er, als den zwischen der hoffnungsfreudigen, den höchsten Zielen zugewandten idealen Stimmung der Geister am Ende des vorigen Jahrhunderts und der pessimistischen, an jedem höheren Ziele der Menschheit verzweifelnden, skeptischen und materialistischen Geistesrichtung am Ende des gegenwärtigen. Schulze sieht den Grund des geistigen

1) Halle a. S. Verlag v. C. A. Kaemmerer. 1 M. 20 Pf.

Niederganges unserer Zeit im Verschwinden des Glaubens an das Gute und dessen endlichen Sieg in der Welt, an das Ewige, an Gott. Wir können diesen Ausführungen nur vollkommen beipflichten. Ebenso treffend und wahr ist, was er über das Axiom der Modernen: man müsse die Wirklichkeit darstellen, und die damit verbundene neue Aesthetik sagt, sowie was er über den völligen Gegensatz zwischen der klassischen und modernen Litteratur auseinandersetzt. In zwei weitem Abschnitten führt Schulke dann überzeugend aus, wie der philosophische Materialismus die Grundlage der modernen Litteratur ist und wie sie ganz und gar von den Lehren des Darwinismus bestimmt und beeinflusst wird. Der Mensch ist ursprünglich Thier, das ist die Grundvoraussetzung dieser Litteratur und die Reste und fortwirkenden Elemente dieser Thierheit im Wesen und Handeln des Menschen nachzuweisen und darzustellen, betrachten die naturalistischen Schriftsteller als ihre eigentliche Aufgabe. Nachdem der Verfasser hierauf die Hauptvertreter des modernen Naturalismus kurz, aber treffend, meistens durch ihre eigenen Aussprüche charakterisirt hat, geht er auf die Heilmittel über, welche aus ihrer eigenen Mitte gegen die fortschreitende Entartung der Menschheit in Vorschlag gebracht werden. Es ist sehr lehrreich und für das tief in dem Menschenherzen wurzelnde Bedürfniß nach einem höheren Ziel, nach einem idealen Zwecke des Daseins bezeichnend, daß sogar diese modernen Naturalisten, welche die rücksichtslose Befriedigung der Begierde, die Herrschaft des thierischen Instincts als das eigentlich Menschliche verkünden, doch genöthigt sind, für das Menschendasein irgend einen Zweck aufzusuchen. Nach Aufzählung der verschiedenen von den hervorragendsten modernen Naturalisten proponirten Heilmittel zur Hebung der Menschheit geht Schulke näher auf Nietzsche's Philosophie der Geistesaristokratie ein, in der er mit Recht eine Reaction gegen die vom Naturalismus geleugnete Individualität des Menschen sieht. Er hebt die Schwächen dieser Theorie treffend hervor, urtheilt aber, unseres Erachtens, zu günstig über diese nach einer anderen Richtung ebenso wie der Naturalismus verderbliche, wahrhaft teuflische moderne Weisheit. Zum Schluß wird der Mysticismus als eine nothwendige, aber in seiner Entartung ebenfalls krankhafte Reaction gegen den Naturalismus behandelt. Dieser Abschnitt

fordert am meisten zu Bedenken und Einwendungen heraus. Das Wesen der deutschen Romantik am Anfange dieses Jahrhunderts erkennt der Verfasser vollständig; es aus Fr. Schlegel's Lucinde herzuleiten und zu erklären, ist ganz verkehrt. Auch daß die Hauptstätte der mystischen Romantik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht in Deutschland, sondern in Frankreich gewesen sei, müssen wir durchaus beanstanden. Endlich scheinen uns die satirischen Poesien von Charles Baudelaire, Rollinat und anderer neuer französischer Autoren in jede andere Rubrik eher, als in die des Mysticismus zu gehören. Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist ein ernster und wohlmeinender, aber etwas verschwommen und unbestimmt. Mit einem vagen Theismus wird man die gewaltige Macht des Materialismus und Naturalismus nicht erfolgreich bekämpfen, dazu bedarf es eines positiven, kraftvollen, gefestigten religiösen Glaubens. Die Darstellung ist oft etwas breit und weitschweifig und leidet an manchen Wiederholungen. Aber die Schrift beruht auf sorgfältigen Studien, ist lehrreich und berührt angenehm durch ihre ernste Haltung. Wir empfehlen sie angelegentlich allen, die sich noch nicht völlig von den Theorien und Lehren des modernen Naturalismus haben berücken und umstricken lassen, zu aufmerksamer Lectüre und ernstem Nachdenken.

Es ist eine wahre Erquickung, wenn man, aus der miasmatischen Stieluft des modernen Naturalismus heraustrretend, wieder einem Dichter von idealer Geistesrichtung begegnet. Der hervorragendste deutsche Humorist des letzten Menschenalters, Wilhelm Raabe, hat noch lange nicht die verdiente Anerkennung und Würdigung gefunden. Er hat sich in der langen Reihe seiner dichterischen Production, deren Zahl vielleicht zu groß ist, immer ernster und immer tiefer entwickelt. Nachdem er zuerst mit kleinen, meist historischen Erzählungen, in denen ein halb schalkhafter, halb ironischer Humor oft zur Erscheinung kommt, begonnen, hat er die Räthsel des Lebens, die Irrgänge des Menschenherzens, seine Beschränktheit und Größe in immer neuen dichterischen Werken mit tiefem, oft schwermüthigem Humor geschildert. In drei Bänden gesammelter Erzählungen ¹⁾ stellt er jetzt seine früheren

1) Berlin, Verlag von Otto Janke.

kleinen Arbeiten zusammen. Der uns vorliegende erste Band enthält manche wohlbekannte Stücke, die man aber gerne von Neuem liest. Wir heben davon drei als besonders anziehend und für Raabe's Darstellung in der ersten Periode seines Schaffens charakteristisch hervor: die schwarze Galeere, das letzte Recht, aus dem Leben des Schulmeisterleins Michel Haas, in welcher letzterer Novelle der Erzählerton vom Anfange des vorigen Jahrhunderts vorzüglich getroffen ist. Aber auch die übrigen Erzählungen des Bandes sind des Lesens werth. Diese kurze Hindeutung auf das Erscheinen dieser Sammlung möge die Freunde ernster poetischer Lectüre, namentlich solche, die Raabe noch nicht kennen, auf sie aufmerksam machen; die ideale Tendenz und die sittliche Reinheit sind nicht ihr geringster Vorzug.

Einen ganz andern Charakter als diese Erzählungen zeigt Raabe's neuestes Werk: Die Akten des Vogelsangs.¹⁾ Der räthselhafte Titel bedarf der Erklärung. Der Vogelsang ist die ländliche Vorstadt einer kleinen Residenz und die Akten sind die Aufzeichnungen, welche der Oberregierungs Rath Karl Krumhardt über sein gemeinsames Jugendleben mit Belten Andres und Helene Trogendorff im Vogelsang unmittelbar nach dem Tode seines Jugendfreundes macht. Das Buch fängt eigenthümlich genug mit einem Briefe von Helene Trogendorff an den Berichterstatter an, worin sie ihm den Tod Beltens meldet. Dann erst beginnt die Erzählung von dem Leben im Vogelsang. Die Schilderung des Zusammenlebens, der thörichten Streiche, des Streites und der Wiederveröhnung von Belten und Helene sind meisterhaft, es ist ein wahres Idyll, in das uns der Verfasser hineinversetzt. Aber auch der Uebermuth, die derbe Ausdrucksweise, die Auflehnung gegen jede Autorität bei den heranwachsenden Gymnasiasten, wie der Troß und Eigenwille des Mädchens sind vortrefflich aufgefaßt und mit bewunderungswürdiger Kunst zum Ausdruck gebracht. Auch die Eltern der beiden Knaben, die Frau Doctorin Andres und der Obersecretär Krumhardt sind wahre Prachtgestalten; jene, eine Frau von dem liebevollsten Herzen und phantasiereichem Kopfe, allen wunderlichen Einfällen und Handlungen ihres Sohnes bereit-

¹⁾ Berlin. Verlag von Otto Janke.

williges Verständniß entgegenbringend, dieser, ein braver und wohlwollender, aber allem Phantastischen von Grund aus abgeneigter Kanzleimensch, der kein höheres Ziel kennt, als seinen Sohn studiren zu lassen und dann eine höhere Stellung in der Beamtenhierarchie einnehmen zu sehen, als es ihm, dem Unstudirten, vergönnt gewesen. Auch der alte einfache Bürger Hartleben, bei dem Helenens Mutter, eine verdrehte Deutschamerikanerin wohnt, ist eine rechte Charakterfigur, ebenso die Frau Fechtmeisterin Feucht. Der eigentliche Held des Romans aber ist Welten Andres, dessen Wesen durch die Göthe'schen Verse bezeichnet wird: Ein leicht bewegtes Herz Ist ein elend Gut Auf der wankenden Erde. Diesen ganz eigenartigen Charakter hat Raabe mit wunderbarer Kunst dargestellt und mit fester Hand bis zu Ende durchgeführt. Von früh an sucht Welten durch Selbstironisirung sein Herz zu verdecken und zu schützen. Als der reichgewordene Vater Helenens seine Frau und Tochter nach Amerika zurückruft, da folgt er ihr später, denn die Liebe zu ihr erfüllt sein Herz. Als sie dann doch einen reichen Yankee heirathet, kehrt Welten zu seiner Mutter zurück. Er sucht durch Selbstverspottung und Ironisirung aller Empfindungen Göthes der den angeführten Versen vorausgehenden Mahnung: „sei gefühllos“ nachzukommen. Er verbrennt und verschenkt nach dem Tode seiner Mutter allen ihren Nachlaß, weil er kein Eigenthum auf Erden mehr haben will. Wer aber gefühllos und ohne Eigenthum auf Erden sein will, der hat auf ihr nichts mehr zu thun, dessen Herz ist gestorben. Und so geht denn der Idealist Welten zuletzt unter, in seinen letzten Stunden von Helene Trogendorff, die Wittwe geworden, gepflegt. Diese Helene ist die unsympathischste Gestalt im Buche. Ein schwermüthiger, oft düsterer Humor durchzieht das Werk und wirkt nicht selten tief ergreifend. Die Darstellung ist etwas manirirt, Wiederholungen desselben Ausdrucks und mannigfache Umschreibungen sind dem Humor eigenthümlich. Es ist ein ernstes, tief sinniges Buch, diese Akten des Vogelsangs, keine Lektüre für jugendliche, hoffnungsfroh in die Zukunft blickende Gemüther. Aber Menschen gereiften Geistes, die das Wesen dieser Welt in der Schule der Erfahrung kennen gelernt haben, werden es mit theilnehmendem Verständniß lesen und nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth aus der Hand legen.

H. D.

*

*

*

*

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

- Krofer, C., Geschichte der griechischen Litteratur. I. Band: die Poesie. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Verbeck, D., Der erste Beste. Die Neuenhofer Klucke. Maria Neander. Drei Erzählungen. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Lieberbuch für altmodische Leute. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Scharling, Henrik, Junge Helden. Uffe Hjälms und Palle Löwes Thaten. Aus dem Dänischen von P. J. Willagen. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger).
- Gensichen, D. F., Pfarrhaussegel. Eine Dichtung. (Berlin, A. Duncker).
- Kirchner, Lic. Dr. Fr., Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. (Heidelberg, Gg. Weiß).
- Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausg. von A. Jürgensohn. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger).
- Hörjchelman, D. F. Prof., Andreas Knepfen, der Reformator Rigas. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Georg Böhme).



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Memoiren
des
Grafen Ernst von Münnich.

Herausgegeben, sowie mit Einleitung und Biographie des
Verfassers versehen von

Arved Jürgensohn.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck.

==== Preis geheftet 5 Mark. ====

Der Verfasser dieser Memoiren, Graf Ernst von Münnich, ist der Sohn des bekannten russischen Generalfeldmarschalls Graf Burchard Christoph von Münnich, dessen interessantes Leben in dem Buche einen erheblichen Raum einnimmt. Als Sohn dieses einflussreichen Mannes und in unmittelbarer Nähe der Kaiserin Anna und ihrer Nachfolger am russischen Hof lebend, war Graf Ernst von Münnich in der Lage, werthvolle historische Mittheilungen aus den betreffenden maßgebenden Kreisen zu machen. Der Herausgeber, A. Jürgensohn, macht die bisher nicht veröffentlichte Originalhandschrift, mit Biographie und bibliographischer Einleitung versehen, dem deutschen Lesepublikum zugänglich.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien und erhielt:

Andreas Knopken,

der Reformator Rigas.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands

von

Professor Dr. F. Goerschelmann.

Preis 2 Rbl. 20 Kop.

N. Kymmels Buchhandlung.